

100 JAHRE SCHÖNSTATT – DAS JUBILÄUM ALS PROZESS

Sowohl im internen Raum der Schönstatt-Bewegung wie im Bereich von Umfeld und Öffentlichkeit wird die Hundertjahrfeier der Bewegung von der Organisation her wie von der klimatischen Seite aus als gelungen betrachtet. Von einigen letztlich wohl unabwendbaren Pannen abgesehen, ist die Rede von einer „schöpferischen Resultante“ angesichts von Kontingenzerfahrungen in der Vorbereitungszeit. Ebenso ist die Rede von einer ausgesprochenen Gnadenerfahrung der Tage um den 18. Oktober 2014 – nicht nur bei den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Veranstaltungen in Schönstatt und in Rom, sondern ebenso bei denjenigen, welche in aller Welt den Ablauf der Feiern am Fernsehschirm oder im Internet miterlebt haben.

Schaut man auf die Feier zum hundertjährigen Bestehen der Schönstatt-Bewegung zurück – samt ihrer Vorbereitungszeit, möglicherweise auch einer sich abzeichnenden Wirkungsgeschichte –, drängt sich recht schnell die Kategorie „Prozess“ auf. Nicht nur deswegen, weil eine wie immer geartete Großveranstaltung eine gezielte Planung verlangt; von Prozesshaftigkeit kann nicht zuletzt deswegen die Rede sein, weil sich zwischen genereller Planung und angezielten Schwerpunktbildungen im Laufe der Zeit teilweise Verschiebungen ergaben.

Die Planungstagung 2009 und ihre Vorentscheidungen

Zentrale Weichenstellungen für das Jubiläum 2014, abgesehen von der vorausgehenden Beschlussfassung des Generalpräsidiums, ereigneten sich bei der Planungstagung im Frühjahr 2009. Der Einladung des Generalpräsidiums folgten etwa 150 Vertreterinnen und Vertreter der Bewegung in den einzelnen Ländern und Kontinenten – schwerpunktmäßig aus Europa und den beiden Amerikas. Deren Vorbereitung lag im Wesentlichen bei der Leitung des Zentralteams, Schwester M. Luciane Machens und Pater José María García – in Fühlungnahme mit dem Vorsitzenden des Generalpräsidiums. Hauptergebnisse der Planungstagung waren unter anderem:

- Die Grundentscheidung zu einer internationalen Groß-Wallfahrt zum Gründungsjubiläum selbst, das heißt um den 18. Oktober 2014, ungeachtet aller damit verbundenen Fragen hinsichtlich der Wetterlage im bereits herbstlichen Klima Deutschlands.
- Eine Pilgerfahrt mit zwei Zielorten: Schönstatt mit seinen heiligen Stätten, dem Urheiligtum und der Anbetungskirche; im Anschluss daran eine Fahrt nach Rom und eine angezielte Begegnung mit dem Papst im Sinne des „Dilexit Ecclesiam“ Pater Kentenichs. Als Desiderat wurde auch die Anbringung des von P. Kentenich geschenkten Symbols für den Vatergott im Urheiligtum genannt; dieses Vatersymbol wurde anschließend auf Weltreise „geschickt“.

- Ein weiteres Hauptergebnis lag in der Entscheidung der Frage: Was feiern wir? Wir feiern das zentrale Gründungsmoment der gesamten Bewegung: das Liebesbündnis, das Pater Kentenich und seine jugendliche Gefolgschaft am 18. Oktober 1914 im damaligen Michaelskapellchen mit der Gottesmutter Maria schlossen. Damit waren zentrale Schwerpunkte gegeben. So sehr es zunächst wie eine Binsenweisheit wirkte, Schönstatt feiere das „Liebesbündnis“, war damit eine Zentrierung gegeben mit dem Akzent auf dem entscheidenden Lebensvorgang, nicht aber die Einschränkung auf ein eher festliegendes inhaltliches Thema. Und es sollte sich zeigen, dass sich mit dieser Schwerpunktbildung sowohl die Konzentration auf das zentral Wesentliche, aber auch das Moment einer vitalen Öffnung verbunden hat. Mit der Entscheidung für eine internationale Großveranstaltung war hingegen die Option für einen spezifischen Veranstaltungstyp gegeben, welche Alternativen repräsentativer Art, weil zusätzlich nicht leistbar erscheinend, eher ausschlossen, wie etwa eine größere Delegiertentagung, eine Kongressveranstaltung etc. Damit waren von vorneherein Veranstaltungstypen, welche Geschichte und Bestrebungen der Schönstatt-Bewegung von der thematischen Seite her aufschließen ließe, ausgeschlossen.
- Es gab allerdings eine wichtige Anreicherung des Veranstaltungstyp „Wallfahrt“ durch die Option der Planungstagung, fünf wesentliche Apostolatsfelder auszuwählen und bei den Veranstaltungen in Schönstatt und Initiativen in diesen Feldern während der Hauptveranstaltungen zu präsentieren und darüber im Sinne einer beginnenden weltweiten Kommunikation zu informieren. Diese Ausbuchung des Veranstaltungstyps „Wallfahrt“ ergänzte auf glückliche Weise den spirituellen Aspekt um die apostolische Dimension. Dass es zu der Schwerpunktbildung „Zelte der Bündniskultur“ kam – der Titel ergab sich insbesondere durch das Motiv von der Bündniskultur im Vorbereitungsgebet –, ist sicherlich der apostolischen Vitalität und Gestaltungskraft des lateinamerikanischen Schönstatt zu verdanken – ein wichtiger und mitreißender „Zugvogel“ für das ältere Schönstatt Mitteleuropas samt seiner anders verlaufenden Entwicklung im kirchlichen und gesellschaftlichen Kontext seit der bischöflichen und päpstlichen Visitation. Ein anders gelagerter Vorschlag, eher verhalten ins Spiel gebracht, kam von Teilen der europäischen Bewegungsleiter, das Jubiläum zu verbinden mit der Gottesfrage, der sich an ein Motto der deutschen Schönstatt-Bewegung anlehnte („Geführt vom Gott des Lebens – dein Bündnis ...“). Nach der Richtung hatten sich die Bewegungsverantwortlichen bei einem ihrer vorausgehenden Treffen in Józefów (Nähe Warschau) verständigt – eher im Sinne eines hergestellten Konsenses, aber ohne sonderlichen Impetus. Er hatte auf der Planungstagung wenig Chancen und wäre möglicherweise vom weltweiten Schönstatt nicht gänzlich verstanden worden. Offensichtlich ist im lateinamerikanischen Bereich das Marianische als Anknüpfungspunkt für die Bewegung so selbstverständlich und fruchtbar, samt des stärker vorhandenen religiösen Feelings, dass die Vermittlung über die Gottesfrage und den praktischen Vorsehungsglauben

mit seinen Erkenntnisquellen möglicherweise (noch) warten kann und als Zufahrtsstraße eher entbehrlich schien.

- Im Blick auf gelaufene und auch zu bewältigende Prozesse bleibt im Blick auf die Planungstagung 2009 anzumerken, dass der bei den Delegierten vorherrschende Optimismus hinsichtlich der Besucherzahlen im Laufe der Vorbereitungsjahre eine beträchtliche Ernüchterung durchlief. Beim Treffen selbst war in teilweise utopischen Größenordnungen hinsichtlich des Pilgerstroms von 20.000 bis zu 25.000 möglichen Pilgern die Rede, welche verkehrsmäßig überhaupt nicht zu bewältigen gewesen wären. Dass bis in die engere Vorbereitungszeit in den Monaten vor dem Jubiläum beträchtliche Sorge bestand, ob in ausreichendem Maße genügend Dauerteilnehmer zustande kämen, zeigte, dass die Bereitschaft, sich in einer weitaus größeren Anzahl als 1985 bei der Feier des 100. Geburtstags Pater Kentenichs international zu treffen, nicht in dem erwarteten Maß vorhanden war. Hierfür wurden unter anderem des Öfteren ins Feld geführt: wirtschaftliche Schwierigkeiten in einzelnen Ländern; ein stärkerer Trend als ursprünglich angenommen zu nationalen und regionalen Feiern; eine gewisse Stagnation in der Planung (siehe unten). Möglicherweise aber auch führte der offene Charakter einer Pilgerfahrt, bei der weniger als bei Delegiertentagungen und Kongressen eine Mindestzahl kalkuliert werden kann und womit sehr leicht dann auch ein geringerer Verpflichtungsgrad verbunden sein kann, zu den atmosphärischen Höhepunkten der Jubiläumstage.

Stolpersteine in der Vorbereitungszeit

Dass das Jubiläum in der Phase zwischen Planung und Durchführung prozesshaften Wandlungen unterworfen war, zeigte sich insbesondere aber auch darin, dass zentrale Figuren während des Zeitraums zwischen 2009 und 2014 ihr Engagement nicht fortsetzen konnten. Pater José María García, welcher mit großem Verantwortungsbewusstsein in die Arbeit eingestiegen war, und Pater Andrew Pastore, auf dessen Einsatz und Verhandlungsgeschick die Möglichkeit einer weltweiten Übertragung möglich wurde, mussten aus gesundheitlichen Gründen ihre Mitarbeit beenden. Im Bereich Kommunikation und Medien ergab sich eine Veränderung aus institutionellen und persönlichen Gründen durch das Ausscheiden der langjährigen Redakteurin von www.schoenstatt.de, Maria Fischer.

Die mit dem Ausscheiden wichtiger Verantwortungsträger gegebene Zeitverzögerung mag mit dazu beigetragen haben, dass sich in den nationalen und kontinentalen Teilen der Gesamtbewegung eine Konzentration auf Bedeutung und Gestaltung eigener Feiern verstärkt hat. Ebenso spielte eine nicht zu unterschätzende Rolle, dass durch die Zeitverzögerung bei der Neubestellung des Zentralteams (Schwester M. Veronika Riechel und Pater Stefan Strecker) die Option getroffen wurde, sich auf die Umsetzung zentraler Inhalte der Planungstagung zu beschränken und konzeptionell keine zusätzlichen Perspektiven inhaltlicher Art zu entwi-

ckeln. Dass die zustande gekommene Gestaltung des Programms eine so positive Aufnahme gefunden hat, zeugt für die qualitative Arbeit sowohl der organisatorischen (Federführung Pater Stefan Strecker) und gestalterischen Teams (Federführung Schwester M. Veronika Riechel). Auf der anderen Seite ist nicht zu verkennen, dass die Nichtbestellung einer *inhaltlichen Kommission* dazu geführt haben mag, dass unter anderem zwar zentral das „Liebesbündnis“ ausgesprochen zentral entfaltet wurde, und die missionarische Dimension (vgl. Zelte der Bündniskultur) ein beachtlicher Gewinn war, auf der anderen Seite aber mögliche Dimensionen der Bündnisspiritualität Schönstatts eher ausgeblendet blieben, wie beispielsweise: die Vollentfaltung des Liebesbündnisses im Sinne der Höhe, Tiefe, Breite und Weite; die Bestrebungen Schönstatts als spirituelle, pädagogische und apostolische Bewegung und deren Verdeutlichung nach außen, wie der Bezug auf Zeitströmungen.

Die Hundertjahrfeier – ein Gnadenereignis

Umso erstaunlicher waren die unmittelbare Wirkung der Feierlichkeiten bei den Teilnehmerinnen und Teilnehmern, den Gästen, der Repräsentanten aus dem kirchlichen oder gesellschaftlichen Bereich, den organisatorischen Begleitern (Polizei, Feuerwehr, Sanitätsdienste) und ihr übereinstimmendes Urteil einer außergewöhnlichen Großveranstaltung. Die zentralen Feiern in Schönstatt und in Rom konnten von den Zuschauern an den Bildschirmen und über Internet in erstaunlichem Maße mitbegangen werden, und diese wurden vom Gesamtklima berührt. Bei der Gesamtgestaltung ging es offensichtlich um eine ganzheitliche Lebensübertragung. Die gläubige Voreinstellung der Pilgerinnen und Pilger, eintauchen zu dürfen in den vergewaltigten Lebensvorgang des Ursprungs; das sich ausbreitende Klima gnadenhafter Präsenz, das sich spiegelt in den Gesichtern aller Altersgruppen; die Würdigung der Gründungsgeschichte auf der einen, die Ausrichtung auf Zukunft und Präsenz der Jugend, besonders durch die Fackelläufer, auf der anderen Seite ...

Das international gemischte, aber familienhafte Miteinander trug wesentlich dazu bei, dass sich die Überzeugung bilden konnte, bei der Feier des Jubiläums sei es zu einer Neuverbindung von diesseitigen und jenseitigen Bündnispartnern gekommen, eine entscheidende Voraussetzung für die Fortsetzung des geschichtlichen Weges im anbrechenden zweiten Jahrhundert der Gründung.

Zwei Faktoren sollen dabei speziell nicht unerwähnt bleiben:

- Die von vielen erfahrene dichte Präsenz Marias, insbesondere bei der Prozession des Gnadenbildes der Dreimal Wunderbaren Mutter, Königin und Siegerin von Schönstatt durch die Pilgerarena, einhergehend mit einer beachtlichen Würdigung des marianischen Charismas Schönstatts vonseiten der kirchlichen Repräsentanten.
- Zur Jubiläumsgnade 2014 ist ebenso zu rechnen die dem Jubiläum vorausgehende Schenkung des Urheiligtums von Seiten der Gesellschaft der Pallottiner

– eine Art „restitutio in integrum“ und Zeichen sich anbahnender Versöhnung angesichts einer spannungsreichen geschichtlichen Entwicklung im Umkreis und den Folgen der bischöflichen und päpstlichen Visitation. Durch diese Schenkung wurde auch die Anbringung des Vatersymbols im Urheiligtum erst ermöglicht.

Jubiläum 2014 – vom Festerlebnis zur Botschaft des Ereignisses

Zur Prozesshaftigkeit des Jubiläums 2014 gehören indessen nicht zuletzt die Verlautbarungen „amtlicher“ Vertreter von Kirche und Gesellschaft, vor allem deswegen, weil die „Verkündigung“ in einem gewissermaßen riskanten Ausmaß „fremden“ Zungen, Federn und Mikrofonen überlassen blieb – bis unter anderem auf das freilich zentrale Sendungswort des Präsidiumsvorsitzenden Pater Heinrich Walter (siehe in diesem Heft, S. 7-8) mit seinen drei Akzenten Heiligung – Bindung – apostolische Option in föderativer Vernetzung. Damit waren und sind Schwerpunkte genannt, welche sowohl die Lage des Glaubens wie die Lage der Gesellschaft berühren. Letztlich geht es dabei um *Nachfolge*, um *Identität* und um *Kooperation*; um Heiligkeit, Tragfähigkeit von Bindungen (Bindungen in Stabilität und Flexibilität) und schließlich die Frage nach dem Miteinander im Aufbau einer neuen Kultur aus dem Liebesbündnis – nicht ohne die zentralen Aspekte von Arbeit und Mitmenschlichkeit (Werktagsheiligkeit!) in der Mitverantwortung für Schöpfung und Geschichte.

Kardinal Errázuriz verwies in seiner programmatischen Rede bei der Sendungsfeier in Sankt Peter auf Schwerpunkte der Konkretisierung. Und er rief auf zur Mitarbeit Schönstatts an der Neuevangelisierung („Rettung der heilsgeschichtlichen Sendung des Abendlandes“), zunächst mit Blick auf Europa und im Sinne der lateinamerikanischen Bischofssynode von Aparecida. Für die gesamte Kirche habe Papst Franziskus den Wunsch, sie in einen „Zustand der Mission“ zu verwandeln, damit das Evangelium aus der Mitte der Kirche zu all ihren Rändern komme, wozu die Kirche immer mehr lernen müsse, von den Rändern aus ihre gottgeschenkte Mitte zu betrachten.

Die Zelte der Bündniskultur haben uns eine Fülle von Initiativen und Projekten für Schwerpunkte in unseren Apostolatsfeldern vor Augen geführt. Die Frage wird sein, ob sie so etwas wie den Beginn eines globalen Lernprozesses auslösen, in welchem gemachte Erfahrungen weiterwirken und wiederum zurückwirken, angereichert durch neue Erfahrungen in dem Bereich, in welchem sie entstanden sind.

Zur Botschaft des Ereignisses gehören selbstverständlich nicht nur die zentralen Aussagen dieser beiden Verlautbarungen der exponierten Glieder der Bewegung, sondern der reiche Kranz von Stellungnahmen darüber hinaus, welche auszuwerten sich ebenso nahelegt, angefangen von den an Schönstatt gerichteten Worten des Heiligen Vaters bei der beeindruckenden Audienz im Vatikan und anderer Repräsentanten. In ihnen war wiederholt die Rede von Früchten der Heiligkeit und des Apostolates, welche die hundertjährige Geschichte der Bewegung gezeitigt

hätten – eine Verpflichtung für Gegenwart und Zukunft. Die Äußerungen von Ministerpräsidentin Malu Dreyer und Bundesminister Hermann Gröhe lassen für die Zukunft die Frage aufkommen, ob es sich auch zwischendurch lohnen würde, von Mainz und Berlin einen Abstecher in Vallendar-Schönstatt zu machen!

Interne Auswertung

Die hier und anderwärts in vielfacher Hinsicht erfolgten Überlegungen zur Hundertjahrfeier Schönstatts bedürften selbstverständlich einer detaillierteren Vertiefung und Sammlung in den entsprechenden Gremien, wie der für die Woche vor Pfingsten 2015 anberaumten Tagung der Bewegungsverantwortlichen, welche auf Einladung des Generalpräsidiums zu einem Feedback-Treffen eingeladen sind, um Resümees zu ziehen und strategische Überlegungen für den weiteren Weg Schönstatts anzustellen. Zur Auswertung gehören nicht zuletzt auch die vielfältigen Erfahrungen im organisatorischen Bereich gerade auch in der Zusammenarbeit von schönstattinternen Kräften: die insgesamt etwa 800 bis 900 Helfer mit den zuständigen Einsatzkräften im kommunalen Bereich und darüber hinaus; die Erfahrungen der Hauptverantwortlichen und die vielfältigen Fragen um finanzielle Ermöglichung und Reichweite der Zuständigkeiten; das Office 2014 und das Generalpräsidium; die Bereitschaft zur internationalen Artikulation und der in der Schlussphase sich ergebenden Notwendigkeit, mit Besuchern aus Deutschland, dem Umfeld Schönstatts und darüber hinaus „aufzufüllen“ für die Teilnahme der Veranstaltungen beim Urheiligtum und für Italien, was die Audienzhalle angeht etc. Alles in allem wird es darum gehen, dem Ineinander von geschenkter Gnade und dem Charakter der menschlichen Mitwirkung – in ihren verschiedenen Schattierungen gerecht zu werden.

HEINRICH WALTER

SENDUNGSWORTE ZUM NEUAUFBRUCH DER SCHÖNSTATT-BEWEGUNG

Liebe Schönstattfamilie,

alle Arbeit der Vorbereitung, die Kosten der großen Reise, das lange Warten, alles hat sich gelohnt. Die Anstrengungen sind in diesem Moment vergessen. Zwischen Himmel und Erde hat sich jetzt ein Bundschluss ereignet, zwischen Maria und uns, zwischen dir und mir. Was sich vor 100 Jahren ganz verborgen im Herzen Pater Kentenichs abgespielt hat, das hat heute durch uns eine große Öffentlichkeit bekommen. Tausend mal Tausend haben eben das Band der Liebe geknüpft. Es ist ein starkes Band, das Begabungen und Berufungen, das Kulturen und Traditionen zum Zusammenwirken führt. Es ist ein unzerreißbares Band zwischen Schöpfer und Geschöpfen, zwischen Gott und den Menschen, zwischen Anfang und Ewigkeit.

Es ist ein heilendes Band, das Kopf und Herz, Idee und Leben zum Einklang bringt. Das ist die schöpferische Kraft unserer Spiritualität, die wir als kreative Minderheit in dieser Zeit sichtbar machen. Wir haben unsere Unterschrift gegeben. Es ist unser Ja zur Verantwortung, diesen Bund im Alltag zu leben. Lassen wir uns überraschen, wie die Gottesmutter, wie Gott unser Ja beantworten wird in den kommenden Wochen und Jahren. Wir werden in diesem Abenteuer der Vorsehung sowohl Mitwirkende wie Zeugen sein.

Wir halten jetzt das „Kreuz der Sendung“ in unseren Händen. Mit diesem Kreuz treten wir ein in eine neue Epoche unserer Bewegung. Es ist eine Epoche der Mission und der apostolischen Fruchtbarkeit. Wir orientieren uns an der Vision Pater Kentenichs, dass vom Heiligtum viel Segen ausgeht für die Kirche der Zukunft.

Aus der Kraft und Leidenschaft des Ursprungs schlage ich ein dreifaches Programm vor:

Wir wählen den Weg der Heiligkeit

Heiligkeit bedeutet, sich von Gott geliebt zu wissen und ihm ganz zu gehören. Wir halten im Alltag immer Ausschau nach ihm. Heiligkeit bedeutet, das zu wählen, was mich wachsen lässt zur größeren Reife und zum wirksamen Zeugnis in der Welt. Von dieser Persönlichkeit geht eine gesunde natürliche und übernatürliche Ausstrahlung aus. In seiner Nähe wird man ein besserer Mensch. Unsere Heiligkeit hat einen Namen: Maria, die stark und würdig, schlicht und mild Liebe, Frieden und Freude verbreitet. Diese Heiligkeit führt uns zur Fülle des Lebens und in die Freiheit der Kinder Gottes. Der Weg mit Maria ist eine wirksame Pädagogik der Heiligkeit, die wir in der Welt sichtbar machen wollen. Haben wir den Mut, die ersten Heiligen der neuen Epoche unserer Bewegung zu werden!

Wir leben authentische und starke Bindungen

Wir alle erleiden die Bindungs- und Beziehungsnot unserer Zeit und deren Folgen für das Zusammenleben der Menschen und der Völker. Unsere Antwort orientiert sich am Sendungskreuz. Es ist ein Kreuz der Beziehungen.

Die Haltungen von Jesus und Maria sprechen die Sprache der liebenden Beziehung. Im Gesicht Mariens spiegelt sich der treue Glaube, und ihre Hände zeugen von tatkräftiger Liebe. Der Herr verschenkt sein Leben im Blut. Der Schmerz wird freie Hingabe. Die Wunde ist verklärt. Dieser Blick gibt der Welt die Würde. Dieses Geheimnis erlöster und erlösender Beziehungen ist uns als Charisma anvertraut. Wir pflegen auf allen Ebenen unseres Lebens, Betens und Arbeitens verlässliche Freundschaften, Bindungen und Beziehungen. Durch die kleinen Schritte, sich täglich in Liebe frei zu binden, entstehen Ganzheit, Lebenskultur und mehr Einheit. Unser bevorzugter Platz in der Welt sind die Orte und Bereiche, wo gesunde Beziehungen und Bindungen für die Zukunft der Menschen entscheidend sind.

Deshalb zentrieren wir uns auf die Jugend, die Familien, die Bildungs- und Erziehungsorte. Wir stärken vor allem die Familie als Keimzelle der Gesellschaft und Bild für die Kirche, die eine Familie Gottes ist. Wir suchen den Dialog, damit die Befreundung zwischen Kulturen, Konfessionen und Religionen wächst. Das Zielbild dieses Weges nennen wir Bündniskultur.

Wir treffen eine missionarische Entscheidung

Heute sind wir nicht am Ziel angekommen, sondern wir treffen eine missionarische Entscheidung. Gereinigt durch das Erbarmen Gottes, lassen wir uns entzünden, um die Fackel des Liebesbündnisses in die Welt zu tragen. Wir machen uns den Traum des Heiligen Vaters zu eigen: „Ich träume von einer missionarischen Option, die fähig ist, alles zu verwandeln, damit die Gewohnheiten, Stile, ... der Sprachgebrauch und jede kirchliche Struktur ein Kanal werden, der mehr der Evangelisierung der heutigen Welt als der Selbstbewahrung dient.“ (EG 27)

Wir brechen auf zu einer Mission, die Dialog, Weggemeinschaft und Bündnis bedeutet. Täglich wollen wir die kleine missionarische Entscheidung üben. Wenn wir wirklich lieben, werden viele Menschen die Frohe Botschaft verstehen und eine Beziehung zu Gott finden.

Wir schauen auf das Kreuz der Sendung, durch das Christus heute zu uns spricht: „Darum geht zu allen Völkern und macht sie zu meinen Jüngern ...

„Seid gewiss: Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt.“ (Mt 28,19 f)

FELIX GEYER

DAFÜR STEHT DIESE FACKEL!

Der Autor: Felix Geyer ist Doktorand in Sozialethik und als Student der Schönstatt-Patres einer der Hauptorganisatoren des Fackellaufs.

„So bitten wir dich heute: Nimm unsere Hingabe, unsere Treue, unser JA an! Für das Schönstatt der neuen hundert Jahre. Dafür steht diese Fackel!“, so schallte es am 17. Oktober 2014 durch die Pilgerarena in Schönstatt. Mit hoch erhobener Hand hielt ein junger Mann in seiner roten Jacke die Fackel in die Höhe. Am Vorabend des großen Jubiläumstags wird in der Vigilfeier die Fackel als Symbol bedeutsam, die zunächst Teil eines Projektes war. 84 junge Männer tragen neun Tage lang eine Fackel einen Weg von 1800 Kilometern. Die Leitgedanken und Kernerfahrungen des Fackellaufs beinhalten pädagogische und spirituelle Impulse. Ziel im Folgenden ist es, diese Impulse ins Wort zu bringen und damit zum Angebot für Gespräch, weitere Reflexion und pädagogische Fruchtbarkeit zu machen.

Vom Weben eines Projektes: Ein Anlass, eine Frage und eine Antwort

Schönstatt feiert hundert Jahre und irgendetwas an diesem Ereignis bewegt auch das Denken junger Männer, bereits im Sommer 2012. Das, was sie in der Jugendarbeit der Schönstatt-Mannesjugend erfahren haben, ist für sie wichtig geworden. So wichtig, dass ziemlich schnell klar ist: Bei der Hundertjahrfeier sind wir dabei! Diese Entscheidung stand fest. Doch was ebenso fest stand war, dass man nicht einfach nur mitfeiern will, sondern etwas tun, etwas machen will, das dem Anlass und der Eigenart der Jugend ganz entspricht. Die Frage: „Wie feiern junge Männer 100 Jahre Liebesbündnis?“ gibt dieses Suchen wieder.

Vieles steckt hinter dieser Frage, dass es wert ist genauer betrachtet zu werden. Dem, was hinter dem Wort Liebesbündnis steckt, einen besonderen Ausdruck zu geben, ist wohl eines davon. Es hätte lange gedauert aus diesem recht unbestimmten Wunsch herauszufinden, was es denn ist, was jeder der motivierten jungen Männer die da am Anfang zusammenkamen, mit dem Wort des Liebesbündnis eigentlich meinten, um dann in einem langen Diskurs zu einem Ergebnis zu kommen, wie man das nun in eine angemessene Form bringt. Eine Antwort findet sich in einer bereits vorliegenden Erfahrung, bei der für viele dieser Jugendlichen, die sich zusammengefunden haben, ihr Christsein im Liebesbündnis und damit auch ihr Schönstätter-Sein kristallisierte: Dem Fackellauf 2009. Die Erfahrungen, die mit diesem Projekt verbunden sind, beinhalten bereits einige der zentralen Momente, die es hier herauszustellen gilt: Beten in einer affektiven Form und das Große im Menschen zum Ausdruck zu bringen. Anknüpfend an diese Erfahrung wurde so der Fackellauf 2014 ins Leben gerufen. Unter dem Motto *Shine your light. Dein Bündnis*

- *unsere Mission* wurden Jugendliche aus aller Welt eingeladen nach Europa zu kommen, um gemeinsam einen Weg von 1800 km in zehn Tagen, von Valle die Pompeji (Neapel, Italien) zurückzulegen und bei der Vigilfeier am Vorabend des internationalen Jubiläums in Schönstatt (Koblenz am Rhein) am 17. Oktober 2014 anzukommen.

Es meldeten sich 84 junge Männer aus 11 Nationen, die bereit waren sich auf dieses Abenteuer einzulassen.

Zunächst Ablauf und Ziel

Pompeji. Ein großer Wallfahrtsort direkt neben Neapel, am Fuße des Vesuvus. Wer sich mit der Entstehungsgeschichte Schönstatts befasst, kommt um diesen Ort nicht herum. Im Sommer 1914 wurde P. Kantenich durch einen Zeitungsbericht über eben diesen italienischen Wallfahrtsort zu einem Wagnis angeregt, das eng mit der Gründung Schönstatts verwoben ist. Er las in diesem Artikel über die Art der Entstehung des Wallfahrtsortes, wie nämlich in Verbindung mit Sozialwerken (Schulen und Internate für die Kinder von Gefängnisinsassen) eine religiös, sittliche Erneuerung zu einem großen Wallfahrtsort heranwuchs. Angeregt von diesem kleinen Artikel fragte P. Kantenich im Gründungsdokument: Könnte Ähnliches nicht auch hier bei uns (in Schönstatt) geschehen? Pompeji steht demnach für diese Frage, bzw. diese intuitive Überzeugung: Ich kann einen Beitrag leisten und damit ein Stückchen die Welt verändern. Diesen Ort zum Ausgangspunkt zu wählen, heißt die Quellen ernst nehmen und einen Akzent auf das Wahrnehmen der kleinen und unscheinbaren Zeichen zu legen, sei es nur das Lesen eines Zeitungsartikels.

Am 8. Oktober 2014 trafen sich nun alle Läufer in Rom. Ein Großteil kam dort mit dem großen Reisebus aus Deutschland an. Viele der Teilnehmer aus dem Ausland landeten hier. Nach einer Audienz, bei der Papst Franziskus Fackel und Fackelläufern seinen Segen spendete, ging es 270 km weiter Richtung Süden. Und so ging es nach einer Aussendungsmesse am Donnerstag den 9. Oktober in Pompeji los. Aufgeteilt in Kleinbusse für die Tagesetappen wurde jeden Tag eine Strecke von ca. 230 km bewältigt. Jeder Läufer lief 6 km in ungefähr 30 min, bevor er die Fackel an den Nächsten weitergab. Jeweils ein kleiner, so genannter Läuferbus mit sieben Läufern begleitete die Fackel, bevor dieser vom nächsten Läuferbus abgelöst wurde.

Der nicht laufende Teil der Gruppe fuhr mit dem Reisebus zum nächsten Nachtquartier. Übernachtet wurde in Turnhallen, Priesterseminaren, einem Feriendorf und in Jugendeinrichtungen. Für die körperliche Verpflegung sorgte ein Küchenteam, mit tatkräftiger Unterstützung aller Läufer; für die geistige Verpflegung das Team der geistlichen Begleitung: Priester des Verbandes der Schönstätter Diözesanpriester, sowie Patres und Studenten der Schönstatt-Patres.

Angespornt und entflammt, dem Liebesbündnis zum Jubiläum eine eigne Form zu geben und damit Christsein neu auszudrücken und zu leben, führte der Weg durch halb Europa.

Die Motivation

Vielfältig waren die Beweggründe der Teilnahme. Für etliche der Läufer war es die sportliche Herausforderung, die im Vordergrund stand. Eine solch gewaltige Strecke zurückzulegen, sich selbst so etwas zuzutrauen und zu bestehen, das hat seinen Reiz. Für viele kommt eine positive Erfahrung mit Schönstatt hinzu: Christsein, das mit dem alltäglichen Leben aufs Engste verbunden ist, und das in einem Bündnis mit Maria zum Ausdruck gebracht wird. Erlebt hatten viele der jungen Männer diese Spiritualität auf Zeltlagern, oder in Gruppen der Jugendarbeit in ihren Ländern.

Der Reiz, diese Spiritualität, die stark vom Gedanken des Bundes geprägt ist, nun in einer Art Bündnis oder Verbundenheit miteinander und mit Gott, in einem großen und internationalen Rahmen, verbunden mit dieser sportlichen Herausforderung zu erleben, weckte vieles an Abenteuerlust und Motivation.

Im *Laufen für ein Anliegen* drückt sich ein erstes, und vielleicht das wichtigste Element dieser Spiritualität aus.

Beten mit den Füßen

Beten in affektiver Form, damit ist eine Erfahrung von Gebet verbunden, welche man spürt und die eine Wirkung auf einen selbst hat. „Beten mit den Füßen“ wurde dieser Vorgang genannt. Im Vorhinein des Projektes wurden viele Menschen gebeten ihre Sorgen und Anliegen auf Zettel zu schreiben und den jungen Männern mitzugeben. Jedes Mal, wenn einer der Läufer die Fackel übernimmt, zieht er einen dieser Zettel und läuft seinen Weg für dieses Anliegen, für diesen anderen Menschen. „Das ist jedes Mal so, wie wenn man sich einen gewaltigen Rucksack aufbindet“, berichtet einer der Läufer im Nachhinein. Wer sich mit den existentiellen Sorgen anderer Menschen verbindet, vergisst über dieses Nachdenken leicht die Strapazen und Schwierigkeiten der Strecke. Es ist kein rein gedanklicher Vorgang. Vielmehr ist es die Verbundenheit mit diesem völlig fremden Menschen an sich, die hier am Werk ist. Eine Veränderung in der Notsituation dieser Menschen kann man nicht herbeizwingen. So bleibt nur eines: Gott bitten und einfach jeden Schritt, den man vor den anderen setzt, für diesen Menschen zu gehen.

Hier wird ein sehr einfaches Tun – das Laufen – mit einer Zielperspektive versehen, die über die Grenze von Zeit und Raum hinausgeht. So wächst ein Gefühl von Verbundenheit, das auf der Kommunikation mit Gott beruht. Ohne dass es ein formuliertes Gebet, oder ein gedanklich ausgedachtes Fundament gibt, entsteht hier eine „tuende Kommunikation mit Gott.“ Ein performatives Gebet, wenn man so will.

Internationalität

Elf Länder und sieben Sprachen – die Internationalität ist ein bewusst verfolgter Aspekt des Projektes gewesen. Die Entscheidung, die jungen Männer anderer Länder einzuladen, ist eng mit dem Anlass des Jubiläums verbunden: Es sollte ja schließlich ein Ausdruck dieses zentralen Elements des Liebesbündnisses sein, das nicht an Länder- oder Sprachgrenzen halt macht. „Wir nehmen die Herausforderung an. Fackelläufer sein heißt genau das: an die Grenzen gehen“, so wurde in einem Newsletter zur Vorbereitung auf den Fackellauf geschrieben. Im sich Konfrontieren mit anderen Kulturen, Sprachen und Gewohnheiten zeigt sich, wie relativ die eigenen Verhaltensweisen doch oft sind und wie viel Gewinn darin liegt, wenn man aufmerksam auf die Lebens- und Denkweise Anderer sieht. Die spanischen Lieder, die Kommunikation mit Hand, Fuß und bruchstückhaften Fremdsprachenkenntnissen führten in vielen Bereichen auf eine Konzentration auf Wesentlicheres. Sich verständlich machen, verstehen und verstanden werden, das wurde so nicht nur zu einem Sprachvorgang, sondern zu einem Wahrnehmungsvorgang, der viele Lernerfahrungen und damit Wachstum für Persönlichkeit auf vielen Ebenen bereit hielt.

Teil von etwas Großem sein

Sich als Teil von etwas Größerem zu erleben, das ist mit Sicherheit einer der zentralen Erfahrungen dieser zehn Tage im Oktober. Aus verschiedenen Kulturen und mit verschiedenen Hintergründen konnten doch alle die Erfahrung machen, ganz dabei und wichtiger Teil zu sein. Jeder Einzelne der 84 Läufer konnte sich als Teil dieser Gruppe fühlen: Durch äußere Zeichen, wie die roten Jacken mit dem Fackellauflogo auf dem Rücken, durch das Beisammensein im kleinen Läuferbus, wie auch durch die Lieder, die so etwas wie eine gemeinsame Gruppenidentität förderten, ganz egal, ob man die Liedtexte in der Sprache eines anderen nun verstand oder nicht. Auch nach diesen Tagen *wusste* man nicht unbedingt vieles von den anderen Teilnehmern; man wusste nicht die Anzahl der Geschwister oder genaue Herkunft, Lebensverhältnisse und andere Details. Dennoch war eine Vertrautheit und ein sich Kennenlernen auf einer anderen Ebene geschehen. Sich kennen wurde nicht durch die Frage dessen definiert, was jemand *von* einem anderen wusste, sondern darüber, dass man *um jemanden* wusste. Das gemeinsame Unterwegs sein, die gemeinsame Aufgabe förderten das Ausbilden einer sehr engen Art von Gemeinschaft, die einer der Läufer in einem Interview als „sehr liebevoll“ beschrieb. Damit meinte er das Erleben, „dass da nie jemand schlecht über einen anderen redete“, das gegenseitige sich Annehmen prägte diese Gruppendynamik. Die Entscheidung dabei zu sein und die gemeinsamen Erfahrungen sind dabei vielleicht die zentralsten Elemente, die schließlich offen machten für die Begegnung auf einer tieferen spirituellen Ebene.

Am Anfang steht die Entscheidung. Unterwegs sein in einem geschlossenen System. Sich zu entscheiden beim Fackellauf dabei zu sein, das hieß: JA sagen zu zehn Tagen mit lauter fremden Männern und das auf engstem Raum. Diese Grundentscheidung am Anfang ist wohl die Voraussetzung beim einzelnen, die einen solchen Gruppenprozess erst ermöglicht.

Ein *gemeinsamer Erfahrungsschatz* entsteht. Sich einlassen auf die große Gruppe der Anderen, das Schlafen in Turnhallen, das gemeinsame Kochen, Singen, Beten und natürlich auch das Laufen, nach welchem man verschwitzt in einem kleinen Bus noch einige Stunden zusammen zu fahren hatte - diese und viele andere Erlebnisse machte jeder der Läufer. Mit jedem Tag wuchs so ein Schatz gemeinsamer Erfahrungen an.

In Verbundenheit geeint beschreibt schließlich noch die dritte, spirituelle Dimension. Die trotz aller Verschiedenheit verbindende Spiritualität ermöglichte das Zusammenfinden auf einer tiefer liegenden Ebene. Gebete, Gottesdienste und Lieder sind hier zu nennen, vor allem aber auch das Laufen für ein Anliegen, was in spezifischer Weise untereinander und mit anderen Menschen verbindet. Dieses stellvertretende Gebet gab dem Liebesbündnis, diesem Kernelement Schönstatt, eine spezifische Prägung.

Auf diese Weise meint Teil von etwas Großem sein nicht nur Teil des Projektes, sondern auch Teil von Schönstatt, als Bewegung, zu sein. Die Entscheidung am Anfang, die gemeinsame Erfahrungswelt und eine verbindende Spiritualität ermöglichen eine Erfahrung von glaubender Gemeinschaft, die vielleicht als *pars pro toto* für den Vorgang von Kirche gedeutet werden kann.

Durch das Ohr

Bei der Unterschiedlichkeit der Kulturen und auch der Diversität der Vorerfahrungen wurde bereits in der Phase der Vorbereitung die Frage deutlich, wie ein Austausch und ein gemeinsames Ins Gespräch kommen möglich sein kann. Antwort darauf war Musik. Ganz unterschiedliche, englischsprachige Lieder aus den aktuellen Charts wurden zu Impulsen ausgearbeitet und bereits in der Vorbereitung zum Lauf an die Teilnehmer geschickt. Auch während des Laufs waren diese Pop-songs als wichtiges Element präsent. „Am I wrong, thinking that we could be something for real“ (Übersetzung: Lieg ich da falsch, wenn ich denke, dass wir in Wirklichkeit etwas bedeutendes sein können), solche Textzeilen wie hier aus dem Lied *Am I wrong* (von Nico&Vinz), die in vielen Teilen der Welt unter jungen Leuten bekannt sind, bildeten das Fundament, um mit sich und seinen Fragen in einen gegenseitigen Austausch zu kommen.

Auch nach dem Fackellauf die Lieder zu hören, die in diesen Impulsen vorkamen, rufen Gedanken, Gespräche und Gefühle des Laufes in Erinnerung, auch über Ländergrenzen hinweg.

Tagesimpulse – Ein geistiger Weg

Ebenso wurde in der Vorbereitung deutlich, dass es nicht nur einen organisatorischen, sondern auch einen geistigen roten Faden durch die Tage braucht. Jeder Tag bekam ein eigenes Tagesmotto, an dem sich vor allem die Tagesimpulse, Gottesdienste und Morgen- und Abendgebete orientieren konnten. Vom ersten Tag, der Ankunft in Rom, spannte sich ein Bogen bis zum Freitag der Ankunft in Schönstatt.

Unter dem Motto *Wir kommen zusammen* bewegte sich der rote Faden zu einem Blick auf die unterschiedliche Erfahrung von Kirche und Glaube, dem doch ein Gemeinsames zu Grunde liegt und das am zweiten Tag mit dem Wort *Wir* beschrieben wurde. Der dritte bis fünfte Tag stand unter der Perspektive des Einzelnen: *Ich bin wertvoll, Ich – ein Original* und *Unterwegs zu mir* luden dazu ein, auf die eigenen Stärken zu schauen, sich als einzigartig und wichtig wahrzunehmen, und schließlich auch die konkreten Schritte auf dem Weg *unterwegs zu sich selbst* zu sehen und zu gehen. Der Tag der Alpenüberquerung stand unter der Perspektive der *Herausforderung*. Der Tag in der Schweiz lenkte mit dem Motto *Zwischen Himmel und Erde* den Blick auf den Einzelnen, der als Läufer mit einem Anliegen in seinem Tun, in seinem Laufen, seinem Gebet Himmel und Erde verbindet. Die Begegnung mit der Schönstattfamilie in Freiburg, das Erleben der Gastfreundschaft und das bis zu diesem Zeitpunkt gewachsene Gemeinschaftsgefühl wurde durch das Motto *Familie Gottes sein* ausgedrückt. Die Vorbereitung auf die Ankunft in Schönstatt und Auseinandersetzung mit der Frage, was jeder Einzelne mitnimmt, stand unter dem Motto *Wir prägen unsere Welt*. Zwei Impulse prägten schließlich den letzten Tag. *Nichts ohne dich- nichts ohne* uns forderte zur Auseinandersetzung mit der Frage nach dem Vertrauen auf die Kraft des Bundes und das stellvertretende Tun auf und sollte auf den Abend und die Ankunft in der Arena vorbereiten. Das Jesaja - Zitat *Hier bin ich* prägte schließlich den Abend und den Abschluss des Projektes.

Vom Zusammenkommen, über das Auseinandersetzen mit den eigenen Stärken und dem Erleben als Gemeinschaft verlief so der Weg bis hin zu einem erneuerten Ja sagen zu einem Christ sein im Heute. Sie waren am Verlauf der Strecke und dem Zusammenwachsen als Gruppe orientiert.

Das gemeinsame Ziel ermöglicht ein Mehr

Sanfte Löwen – Wenn Machertypen, Männer mit Gestaltungswille und Durchsetzungskraft, wenn diese Männer sich zurücknehmen und ihren starken Willen in die zweite Reihe stellen, und ein gemeinsames Ziel in den Vordergrund stellen, dann kann etwas Großes sich entfalten.

Dass die Fackel zu einem bestimmten Tag in Schönstatt ankommt, daran arbeiteten alle 84 Mann zusammen. Die Perspektive dieses gemeinsamen Ziels, die

man wohl auch als die eines gemeinsamen Ideals bezeichnen kann, förderte mehrere der Charakteristika der Gemeinschaftsatmosphäre.

Zum einen förderte es ein Vertrauen ineinander: Der Läufer hatte dem Radfahrer zu vertrauen, dass dieser ihm den richtigen Weg zeigen wird. Und die Gruppe vertraute jedem der Läufer, dass er seinen Weg so geht und sich so einbringt wie er konnte. Für einen Einzelnen und auch eine kleine Gruppe wäre die Dimension des Projektes zu groß gewesen: Das kann niemand alleine schaffen. Aber im Vertrauen auf das Miteinander, beim gleichzeitigen sich einbringen, mit all seinen Fähigkeiten, auf diese Art und Weise konnte etwas gelingen.

Zum anderen lenkte das gemeinsame Ziel den Blick immer wieder eher auf das Verbindende, als auf das Trennende. Streitigkeiten, Kommunikationsprobleme und andere Schwierigkeiten verloren angesichts der gemeinsamen Zielperspektive an Gewicht. Es entstand in solchen Situationen schnell eine lösungsorientierte Haltung, die größeren Wert auf die Suche nach zukünftigen Lösungen, als auf das Haldern mit misslungenen Situationen und Hindernissen legte.

Die idealgeleitete pädagogische Zielrichtung kommt hier zum Tragen. Das Ziel dabei war: Das Gelingen des Projektes auf äußerer Ebene, wobei gleichzeitig, durch das Tragen der Anliegen, der Ankunft in der Vigilfeier auch die geistige Perspektive immer mit im Fokus stand: Das Christsein im Liebesbündnis zu leben und auszudrücken.

Liebe zum Detail

Sich einbringen können, mit seinen Fähigkeiten, ist ein weiteres zentrales Element des Fackellaufs. Zur Wirkung und Bedeutung des Fackellaufes trugen auch die vielen kleinen Momente bei, die den ersten Blick prägten: Das Design und das Erscheinungsbild von Newslettern, Homepage, Logo u.a. Mit viel Liebe zum Detail, wie auch einem gewissen Maß an Akribie und Perfektionismus wurden viele der einzelnen Elemente vorbereitet. Das Herstellen der Fackel, das unter anderem Programmieren einer Schneide- und Fräsmaschine erforderte, Drehen und Filmen eines Trailers, das Erstellen der Newsletter und des 200 Seiten starken, so genannten Läuferbuches mit den, in drei Sprachen gehaltenen Tagesimpulsen, Liedern, Abläufen und Bildern aller Teilnehmer, das Heraussuchen und Festlegen der Strecke, die Planung der Abläufe, das aktuell Halten der Facebook-Seite und der Homepage über fast zwei Jahre hinweg und viele vergleichbarer Dinge mehr - all diese Elemente prägten Gestalt und Erscheinungsbild des Fackellaufs und brachten eine Motivation zum Vorschein, mit der sich Einzelne in das Projekt einbringen und damit identifizieren konnten.

Zum Schluss: „Jemand muss SIE tragen“

„Ich blickte mich um und da stand kein Läufer, also griff ich einfach nach der Fackel und lief nochmal, schließlich muss das Licht ja weitergehen“, erzählte einer der Läufer. Dieses Bewusstsein und die Ernsthaftigkeit in einer Situation nicht nur auf die eigene Befindlichkeit zu schauen, sondern vielleicht eine zweite Laufstrecke auf sich zu nehmen, auch wenn die Beine schmerzen, dem Küchenteam bei den Essensvorbereitungen zu helfen und dort wo es sinnvoll erscheint mit anzupacken – diese Haltung entstand und prägte entscheidend das, was diese Fackel bedeutet. Das Müssen in *Jemand muss SIE tragen* meint weniger ein moralisierendes oder normatives Postulat, als vielmehr den Blick auf die eigenen Möglichkeiten und das Potential diese auszubilden. Es ist eine Haltung, die den Blick weniger auf die Probleme, als vielmehr auf die Ressourcen lenkt, die im einzelnen Menschen und herausfordernden Situationen zu Grunde liegen. Mit *S/E* ist dabei ganz Verschiedenes gemeint, das jedoch miteinander in Verbindung steht und in der Haltung zusammenkommt: die Fackel, die Gemeinschaft, Maria, die Kirche, die Anliegen, die Bewegung, u.a.m. Im Fackellauf ist diese Haltung genährt durch die beschriebenen Elemente: Das Tragen der Anliegen, das Tragen des Liebesbündnis, das geprägt ist durch die Marianische Spiritualität Schönstatts, das Tragen und Mittragen des anderen Läufers, was in Solidarität, Hilfsbereitschaft und einem gemeinsamen Glaubensweg zum Ausdruck kommt.

Im Symbol der Fackel kommt alles zusammen und eine Reduktion auf das Beten mit den Füßen oder auch die logistische Organisation alleine greift zu kurz. Das ineinander der verschiedenen Ebenen nährt und kräftigt die Bedeutung der Fackel.

Verschiedene Elemente und Impulse sind angerissen, die vielleicht zum Dialog und Vertiefen des ein oder anderen Aspektes einladen sollen.

Jemand muss SIE tragen – Dafür steht diese Fackel.

MANFRED BECKER-HUBERTI

KOMMUNIKATION, DIE DIE HERZEN DER MENSCHEN BERÜHRT
PAPST FRANZISKUS LEBT EINEN NEUEN KOMMUNIKATIONSSTIL

Der Autor: Manfred Becker-Huberti, em. Honorarprofessor an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar, langjähriger Pressesprecher des Erzbistums Köln und katholischer Sendebeauftragter für das private Fernsehen.

Die Begegnung mit Schönstatt

Fast schon prophetisch waren die Worte von Reinhard Kardinal Marx in einem Interview mit dem Deutschlandradio am 19. März 2013, am Tag der feierlichen Amtseinführung von Papst Franziskus. Darauf angesprochen, er habe nach der Wahl des Papstes gesagt, er erwarte die eine oder andere Überraschung vom neuen Papst, und welche Überraschung er denn meine, antwortete Kardinal Marx: ... „die erste Überraschung war der Name, Franziskus, da wussten wir, das ist ein Programm, und da war mir klar, von diesem Papst können wir das eine oder andere noch erwarten. Was das sein wird, ist eben überraschend – also im Stil wird sich einiges ändern, er wird sicher auch die Kurienreform voranbringen, er wird in seiner pastoralen Ausrichtung sicher einen neuen Ton finden. Aber wie gesagt, ich habe nur das Gefühl, er ist mutig, er ist offen, er hat klare Ideen, aber wir müssen jetzt sehen, wie er sie umsetzt und was er genau sagt ...“.

Die Papstaudienz am 25. Oktober 2014 anlässlich der Rom-Wallfahrt der Schönstatt-Bewegung zu deren 100jährigem Jubiläum bietet Anschauungsmaterial zum neuen Kommunikationsstil des neuen Papstes.

In der Audienzhalle des Vatikans haben sich die Pilger aus vielen Ländern, vor allem viele Südamerikaner, versammelt. Die Rom-Besucher sind noch unter sich und bereiten sich auf die Begegnung mit dem Heiligen Vater vor. Dieser betritt überpünktlich den Saal, aber er kommt nicht von der Seite direkt auf die Bühne. Er betritt den Saal wie jeder andere durch den normalen Eingang und kann so durch das Spalier der Gläubigen nach vorn gehen. Dabei schüttelt er rechts und links Hände, segnet und küsst Kinder, spricht mit dem einen oder der anderen kurze Worte, nimmt das eine und das andere Geschenk an. Seine Leibwächter achten zwar darauf, dass er sich nicht an den Spitzen von Fähnchen oder hingehaltenen Bildern verletzt, drängen aber nicht die begeisterten Menschen zurück. Möglich wird dadurch konkrete Begegnung, der Papst macht sich berührbar. Man erlebt ihn nicht mehr nur als einen weißen Punkt in der Ferne des Audienzsaales oder als Figur auf einem Bildschirm, man ist ihm nahegekommen. Auch wenn nicht jeder ihm die Hand schütteln oder er jedem in die Augen schauen konnte. Wenn Papst Franziskus den Audienzsaal betritt, entsteht erst gar kein unüberbrückbarer Abstand

zwischen einem in der Ferne auf einem Podium agierenden Kirchenfürsten und seinen Besuchern. Dieser Mann bewegt sich auf der gleichen Ebene wie die anderen im Raum, er ist auf Augenhöhe.

Bei dem Einzug des Papstes wirkt nichts wie rituell arrangiert. Der Papst selbst gibt die Ganggeschwindigkeit vor, er wählt seine Kontakte, er reicht die Hand und sucht sich die Menschen dabei selber aus, ohne sich von irgendwem drängen zu lassen. Eine Routine ist nicht erkennbar. Lediglich langjährigen Vatikanbeobachtern kann auffallen, dass der Papst manchmal schon den nächsten Menschen im Blick hat, wenn er dem Vorgänger noch die Hand schüttelt.

Die Namenswahl dieses Papstes hatte nach Ansicht vieler signalisiert, dass er die Kleinen und Schwachen, die Armen und Benachteiligten bevorzugt, dass er die Einfachheit und Schlichtheit für den Normalweg halten wird. Der Papst geht nicht nur auf die kleinen Kinder zu; die Behinderten, die in der ersten Reihe in der Aula sitzen, begrüßt er alle einzeln mit Handschlag. Und noch ein Indiz für diesen Stil: Eine über die Absperrung gefallene Jacke, die ihm im Weg liegt, schiebt er nicht mit dem Fuß weg oder er übersieht sie nicht einfach. Er bittet einen Begleiter, die Jacke aufzuheben und sie über die Schranke dem Besitzer zurückzugeben. Kommunikation ist nicht nur Sprache, Mimik und Gestik, Kommunikation ist ganzheitlich, ein Verhaltensmuster.

War es unter den Vorgängern des gegenwärtigen Papstes üblich, eine – meist durch Dritte – vorbereitete Ansprache zu verlesen und dann den Segen zu erteilen, also zu monologisieren, setzt dieser Papst demonstrativ auf Dialog. Er hat sich auf fünf Fragenbereiche vorbereitet, auf die sich seine Besucher vorab geeinigt hatten. Der Papst liest keine vorbereitete Antwort ab. Er hört zu, macht sich Notizen und spricht frei. Und auch seine Antworten sind unverkennbar neu. Er setzt seine Meinung nicht absolut, wenn er z.B. die Negativ-Reaktionen der Öffentlichkeit auf die kirchliche Familienlehre anspricht. Er spricht nicht zuerst vom kirchlichen Familienideal, sondern von den verletzten Familien und den zerbrochenen Ehen. Und, so seine Logik, angesichts eines solchen Befundes muss man etwas tun. Zwar kann man Vorträge halten und auf Prinzipien hinweisen, meint er. Aber viel wichtiger ist ein gemeinsamer und längerer Weg der Vorbereitung auf die Ehe, die sich eben nicht in zwei Treffen des Priesters mit dem Brautpaar erledigen lässt. Ehevorbereitung muss viel früher anfangen. Die jungen Leute müssen schon wissen, was Ehe bedeutet, was sie beim Eheschluss versprechen. Es darf keinen Relativismus im Konzept der christlichen Ehe geben; man kann nicht auf begrenzte Zeit Ehepartner oder auch Priester sein. Franziskus nennt die unterschiedlichen Formen beim Namen: Paare, die nicht heiraten, aber zusammenleben. Paare, die lange nicht heiraten. Und dann kommt der Satz: „Paare, wie in meiner Verwandtschaft, wo man unter der Woche eine Geliebte hat und am Wochenende zur Familie geht.“ Dieser Papst nennt nicht nur die Probleme beim Namen, er bindet sich und die Seinen in die Problembeschreibung ein. Er kennt die Problematik aus der eigenen Familie. Und dann benennt er seinen Lösungsvorschlag: Pastoral „one to one“ und „face to face“, also direkter Umgang und Begegnung, nicht: einer verkündet die Wahrheit an

die Masse, sondern persönliche Kommunikation, unmittelbar, direkt und auf Augenhöhe. Man fühlt sich an die Worte der Bibel erinnert, die Überzeugung auf den Zeugen zurückführt, ohne den es die Überzeugung nicht gibt.

Im zweiten Gesprächsblock wird der Papst gebeten, zur Rolle Mariens in der Neuevangelisierung und der Erneuerung der Kirche Stellung zu nehmen. Auch hier antwortet Franziskus nicht unverständlich mit abgehobenen theologischen Phrasen oder kurzgefasster Dogmatik. Er beschreibt das Wesen Mariens mit ihrer Mutterschaft, der Mutterschaft für Jesus, aber auch ihre Mutterschaft für die Christen. Lächelnd zitiert er einen „alten erfahrenen Prediger“, der mit viel Witz predigte, und gesagt habe: „Wer Maria nicht als Mutter will, der wird sie als Schwiegermutter bekommen!“ Und es bleibt nicht bei diesem die Seele streifenden Satz. Franziskus gesteht, dass er gerne in den alten Texten des heiligen Alfons Maria Liguori liest und dort gefunden habe, dass sich die Diebe des südlichen Italiens erzählen, wenn eine lange Schlange von Menschen vor dem Himmelstor auf Einlass warte, fordere Maria die Diebe auf, sich zu verstecken, bis es dunkel wird und Petrus gegangen ist. Dann werde sie wiederkommen und ihnen die Himmelstür öffnen. Dünne Geschichtchen, komponiert aus der vergorenen Milch der Vergangenheit? Nein, Franziskus verweist auf die handfeste Maria, das Fluchtziel aller Menschen in Not („Unter deinen Schutz und Schirm fliehen wir ...“). Der Papst vertritt mit Festigkeit seine Meinung: „Ein Kind Mariens geht nie verloren!“ Kein Christ ist nie reif genug, um auf seine Mutter zu verzichten. Kein Marienschwulst, keine bigotte Frömmerei, nichts Abgehobenes. Maria, die Mutter, die uns zu wachsen hilft und unser Gewissen berührt. Einfache und bewegende Worte, verschnitten mit Zitaten, die wahrscheinlich keiner seiner Vorgänger so zu sagen je gewagt hätte.

Der dritte Fragebereich stellte die Jugend in den Mittelpunkt. Jugendliche Schönstätter fragen: „Heiliger Vater, welchen Ratschlag können Sie uns geben, wie wir unsere Freunde einladen können ein erfüllteres Leben mit Christus zu führen?“ Franziskus weicht bei seiner Antwort nicht in diplomatische Sentenzen aus. Klar sagte er: „Die Kirche wächst nicht durch Proselytismus, sondern durch Attraktivität, durch Anziehung.“ Und die entsteht durch Zeugnis. Deshalb lautet seine erste Antwort: „Gebt Zeugnis. Lebt so, dass andere Lust haben, auch so zu leben wie ihr“. Tödlich sei es, ein Doppelleben zu führen, sich Christ zu nennen, aber wie ein Heide zu leben.

Und der Papst verlangt, dieses Zeugnis nicht nur kirchenintern zu geben, sondern in die Welt hinaus zu gehen, missionarische Kirche, nicht eine Kirche der Exquisiten zu sein. Es sei falsch, nicht aufzubrechen. Anstatt Schafe dazu zu gewinnen, seien solche Christen wie Frisöre, die die wenigen Schafe, die sie haben, ständig kämmen. „Das sind spirituelle Friseure! So etwas geht doch nicht!“ Eine statische Kirche, die nicht auf Menschen zugeht, ist krank. Und – im Originalton: „Eine Kirche, die hinausgeht, macht auch Fehler, aber es ist toll, um Vergebung zu bitten.“ Gebet, Aufbruch, Mission und eine lebendige Beziehung zur Gottesmutter sind der Weg der Jugend, die ein solches Zeugnis geben muss, dass die anderen fragen: „Warum lebst Du so?“

Auch in diesem Fragenbereich zieht sich der Papst nicht in ein Geflecht von Bibelziten, moralisierenden Belehrungen und Drohungen zurück. Im Gegenteil. Er gibt zu verstehen, Kirche sind die Menschen selbst. Sie missionieren durch ihr Dasein, das sie authentisch als Christen leben. Überzeugen können nur die, die auch Zeugnis geben. Eine verstehbare, eindringliche Mahnung, Mission immer bei sich selber zu beginnen.

Mission funktioniert nicht ohne Gebet. Der Heilige Geist, der in einem ist, muss die Kraft geben, voranzugehen. Und die aufkommende Müdigkeit auf dem Weg ist eine Versuchung, hinter der sich Egoismus versteckt, wieder zurückzukehren zu Bequemlichkeit, Wohlfühlen und Gutgehen.

Im vierten Fragenkreis wird der Heilige Vater gebeten, sein Geheimnis zu verraten, wie er trotz aller Schwierigkeiten und Kriege unserer Zeit Freude und Hoffnung behält und im Dienst an Kranken, Armen und Obdachlosen weiter zu arbeiten.

Verblüffend antwortet der Papst: „Ehrlich gesagt, ich habe keine blasse Idee“, um dann zu erklären, es liege vielleicht an seiner Persönlichkeit, die zu Unbewusstheit neige, die wiederum zu Wagemut führe. Er könne es sonst nicht erklären. Sagen könne er aber, dass ihm der Herr die Gnade eines sehr großen Vertrauens geschenkt habe, die Gnade, sich seiner Güte zu überlassen, die ihn nie verlasse. Und er bete. Paulus habe gesagt, um Jesus Christus zu verkünden, müsse man Mut und Ausdauer besitzen. Gleiches brauche man auch im Gebet. Gebet ohne Wagemut sei ein „wässriges Gebet“.

Franziskus erinnert an Abraham und Moses, die „Mut im Gebet“ bewiesen haben, indem sie „unverschämt“ Gott Zugeständnisse abgehandelt haben. Mut und Ausdauer sowie das Aushalten seien Bedingungen des Christseins. Besonders wichtig sei es, das belege das Beispiel Pater Kentenichs, Ablehnung aushalten zu können. Nur die falschen Propheten, die den Leuten das erzählten, was sie gerne hören wollen, träfen nicht auf Ablehnung. Man müsse das aushalten, „ohne sich mit Worten, mit Verleumdung, mit Diffamierung zu rächen“.

Der Papst bekennt eine zweite „geheime“ Verhaltensweise, die ihm Kraft gibt, alle Widrigkeiten zu bestehen: „Mir hilft es, die Dinge nicht aus dem Zentrum heraus zu sehen. Es gibt nur ein Zentrum. Das ist Jesus Christus. Stattdessen muss man die Dinge von der Peripherie her sehen, denn dort sieht man sie klarer“. Wie er das meint, erklärt er dann: „Wenn man sich in der kleinen engen Welt einschließt, der kleinen Welt der Bewegung, der Pfarrei, des Bischofssitzes oder hier, der kleinen Welt der Kurie, dann sieht man die Wahrheit nicht. Da begreift man das vielleicht in der Theorie, aber man greift die Wirklichkeit der Wahrheit in Jesus eben nicht. Die Wahrheit greift man leichter von der Peripherie her als aus dem Zentrum. Das ist meine Hilfe“.

Seine Auffassung erläutert er mit einem Beispiel. Im Rahmen eines weltweiten Treffens von Strafrechtlern habe ihm einer der Teilnehmer in einem privaten Gespräch gesagt: „Manchmal passiert es mir, wenn ich ins Gefängnis gehe, dass ich zusammen mit einem Häftling weine“. Dieser Mann sehe die Realität nicht nur vom Recht her, aus dem heraus er als Strafrechtler urteilen muss, sondern aus der

Wunde, die da ist. Und diese Wahrheit, die sieht er hier besser.

Deshalb antworte er auf die gestellte Frage: Eine gesunde „Unbewusstheit“ in dem Wissen, dass Gott alles tut, beten und sich überlassen, Mut und Ausdauer. So zumindest gehe es ihm.

Der fünfte Fragebereich kreiste um die Erneuerung der Kirche. Wie können die Christen der Kirche bei der Erneuerung mehr mithelfen und wo sollen sie Akzente setzen?

Bei dieser Frage fühlt sich der Papst gleich daran erinnert, dass man unter der Erneuerung der Kirche eine große Revolution verstehe. In diesem Zusammenhang werde von ihm auch als dem „revolutionären Papst“ gesprochen. Um was es aber gehe, sei nichts Neues. Schon die lateinischen Kirchenväter hätten Kirche als „ecclesia semper reformanda“ verstanden. Sie und die Heiligen hätten dafür gekämpft. Und die, die die Kirche voran brächten, das seien die Heiligen, „diejenigen, die fähig waren, ihre Heiligkeit zu erneuern und durch ihre Heiligkeit die Kirche zu erneuern. Sie sind es, die die Kirche voranbringen.“

Deshalb bittet er die Fragesteller um ihre Mithilfe durch ihre Heiligkeit. Sie sollten keine Angst haben vor dem Leben der Heiligkeit, denn das bedeute nicht, dass man hier und dort Änderungen vornehmen müsse. Wenn man die Kurie oder die Vatikanbank erneuere, dann seien dies Erneuerungen von außen. Es gehe aber um die Erneuerung der Herzen. Die Kirche zu erneuern, das bedeute das Herz eines jeden Christen zu erneuern.

Die zweite Hilfe bei der Erneuerung sei die Freiheit des Geistes. Beten, den Geist Gottes wirken lassen und treu bleiben, das seien die Voraussetzung der Freiheit des Geistes. Diese Freiheit mache einen fähig, „Wahnsinniges“ im besten Sinne des Wortes zu tun.

Das geschehe eben nicht dadurch, dass man – wie die jüdischen Schriftgelehrten – zu den Zehn Geboten Gottes noch sechshundert weitere erfinde. Dadurch kapsele man sich nur ein in Dinge, die einen einsperren. Auch die gute Planung sei ein Irrtum und bloßer Funktionalismus. Planen muss ein Unternehmer. Für Christen ist die Planung nicht unwichtig, hat aber keine Priorität. Wichtiger sind die Freiheit des Geistes, das Gebet, die Berufung, der apostolische Eifer, das Auf-andere-Zugehen. Funktionalismus und perfekte Planung sind kein Ersatz für innere Freiheit und Mut. Und der Papst verweist auf „Evangelii Gaudium“: „Da können Sie nachlesen, was ich Ihnen sagen wollte“.

Als weitere Grundhaltung empfiehlt Franziskus, zum „De-Zentrierten“ zu werden. Nur der Herr stehe im Zentrum. Ein De-Zentrierter ist ein Christ, der nicht sich, sondern Christus in das Zentrum stellt, also zum Diener wird, der Dienst am Zentrum leistet.

Die vielfältigen Formen der Entfremdung – in der Familie, im Zeugnis, in der Verkündigung, in Kriegen – bezeichnet Franziskus als Spaltung und Waffe des Teufels, an dessen realer Existenz nicht zu zweifeln sei. Während die Kirche ein Tempel aus lebendigen Steinen sei, den der Heilige Geist aufbaue, baue der Dämon einen Tempel aus Hochmut und Stolz, der entfremde. Es entstehe ein Babel,

weil man sich nicht mehr untereinander versteht, verschiedene Dinge meine und sage.

Christen müssen für eine Kultur der Begegnung arbeiten, eine Kultur, die hilft, einander als Familie zu begegnen, als Bewegung, als Kirche, als Pfarrei. Christen müssen immer suchen, wie sie sich begegnen können. Die Kultur der Begegnung ist eine Bündniskultur, denn Gott hat ein Bündnis mit seinem Volk geschlossen. Das schafft Solidarität, kirchliche Solidarität. Wir leben heute in einer Kultur des Provisoriums, einer Kultur der Zerstörung der Bindungen. Ein Beispiel dafür ist die Familie, in der es zur Entfremdung und Spaltung kommt. Dagegen steht die Kultur der Begegnung und zu ihr führen Einheit und Heiligkeit.

Und so wie die Völker früher ihre Bündnisse in Festen der Bündniserneuerung feierten, so tun es die Christen noch heute: Bündniserneuerung geschieht in der Eucharistiefeier und im Sakrament der Versöhnung, der Buße. Der Papst wünscht den Teilnehmern in dieser Welt der Entfremdung, der Diffamierung, Verleumdungen, der Zerstörungen durch Worte, die Erneuerung dieses Bündnisses. Er sendet die Menschen in die kommenden Jahre als Missionare aus, nicht allein, sondern an der Hand der Gottesmutter und im Schoß der Mutter Kirche.

Der Papst dankt den Menschen „von ganzem Herzen für den Besuch“ und erinnert sich daran, dass er gefragt worden sei, was sein Geheimnis sei. Er erzählt gleich zwei. „Erstens, der Generaloberer hat gesagt, er wolle mir keine Zeit wegnehmen, weil er nicht wolle, dass ich zu spät zum Mittagessen komme. Ein Geheimnis ist also dieses: Ich habe noch nie einen Priester Hungers sterben gesehen. Zweites Geheimnis: Vor einiger Zeit hat ein Schönstatt-Priester mir ein Bild der Gottesmutter geschenkt. Und das habe ich auf meinem Nachttisch. Und jeden Morgen, wenn ich aufstehe, berühre ich es und bete. Das ist ein Geheimnis, das ich euch erzählen wollte“.

Der Papst beendet die Begegnung mit einem nochmaligen Dank für den Besuch und bittet nicht zu vergessen, für ihn zu beten: „Ich brauche das“.

Grundsätzliches

Papst Franziskus wurde als Reaktionär etikettiert, der sich zum Reformier gewandelt habe. Beide Etiketten sind fraglich. Wer konservativ ist, ist noch lange nicht reaktionär. Und wer sich auf das Wesen der Kirche besinnt und aktuelle Wege der Mission sucht, mag wohl reformieren, ist deshalb aber noch kein Reformier. Er lebt, dass er eine „ecclesia semper reformanda“ leitet. Sein Kirchenbegriff ist nicht von verstiegener Geistigkeit, denn nicht er sieht sich als Kirche, noch den Klerus allein, sondern die Gläubigen. Sie sind vor allem die Kirche und sie will er aktivieren und aus dem Kirchenschlaf herausführen.

Das Verhältnis von Klerus und Laien treibt diesen Papst um. Wenige Tage nach der Begegnung mit Schönstatt, bei der Generalaudienz am 12. November 2014 auf dem Petersplatz, definierte er die Erwartungen an die „Diener der Kirche“, also auch die Erwartungen an sich selber: „Neben der Gabe des Glaubens und des

geistlichen Lebens braucht es ebenso eine Reihe menschlicher Qualitäten: Gastfreundlichkeit, Besonnenheit, Geduld, Sanftmut, Zuverlässigkeit, Herzensgüte. Das ist die Basis, die Grundlage eines jeden Dienstes! Ohne diese Eigenschaften im Umgang mit den Mitmenschen ist kein wirklich freudiger und glaubwürdiger Dienst möglich.“ Und weiter: „Wenn sich der Amtsträger vor Augen hält, dass das Dienstamt ein Geschenk der Liebe und Barmherzigkeit Gottes ist, kann er nie eine autoritäre Haltung annehmen. Dieses Bewusstsein bewahrt den Hirten auch vor der Versuchung, sich in den Mittelpunkt zu stellen oder nur auf sich selbst zu vertrauen. Weil er weiß, dass er als Erster des Erbarmens Gottes bedarf, begegnet er den anderen in Demut und voll Verständnis. Den Auftrag, das Glaubensgut zu bewahren, wird er gleichwohl im Hinhören auf die Mitmenschen ausüben, da er immer auch ein Lernender ist. So sollen die Mitbrüder im Weiheamt eine neue Haltung einüben, die von Austausch, Teilen, Mitverantwortung und Gemeinschaft geprägt ist“. Und: „... Ein Hirte, der sich wirklich bewusst ist, dass er sein Amt einzig und allein der Barmherzigkeit Gottes verdankt, wird nie autoritär auftreten, als ob alle ihm zu Füßen liegen müssten und die ihm anvertraute Gemeinde sein Eigentum, sein persönliches Reich wäre“.

Wer die „Theorie“ hinter der Kommunikation des Papstes ein wenig näher kennenlernen will, sei auf das Apostolische Schreiben „Evangelii Gaudium“ aus dem Jahr 2013 verwiesen. U.a. heißt es hier: „Einige meinen, gute Prediger sein zu können, weil sie wissen, was sie sagen müssen, vernachlässigen aber das Wie, die konkrete Weise, eine Predigt zu entwickeln. Sie klagen, wenn die anderen ihnen nicht zuhören oder sie nicht schätzen, aber vielleicht haben sie sich nicht bemüht, die geeignete Weise zu finden, die Botschaft zu präsentieren“ (156). Und der Papst wird noch konkreter: „Nur um durch Beispiele zu erläutern, erwähnen wir einige praktische Mittel, die eine Predigt bereichern und anziehender machen können. Eine der nötigsten Anstrengungen ist zu lernen, in der Predigt Bilder zu verwenden, das heißt, in Bildern zu sprechen. Manchmal gebraucht man Beispiele, um etwas, das man erklären will, verständlicher zu machen, aber oft zielen diese Beispiele allein auf die Vernunft. Die Bilder hingegen helfen, die Botschaft, die man überbringen will, zu schätzen und anzunehmen. Ein anziehendes Bild lässt die Botschaft als etwas empfinden, das vertraut, nahe, möglich ist und mit dem eigenen Leben in Verbindung gebracht wird. Ein gelungenes Bild kann dazu führen, dass die Botschaft, die man vermitteln will, auskosten wird; es weckt einen Wunsch und motiviert den Willen im Sinne des Evangeliums. Eine gute Homilie muss, wie mir ein alter Lehrer sagte, ‚eine Idee, ein Gefühl und ein Bild‘ enthalten“ (157). Emotionalisierung ist aber nicht alles. „ Ein anderes Merkmal ist die positive Sprache. Sie sagt nicht so sehr, was man nicht tun darf, sondern zeigt vielmehr, was wir besser machen können. Wenn sie einmal auf etwas Negatives hinweist, dann versucht sie immer, auch einen positiven Wert aufzuzeigen, der anzieht, um nicht bei der Klage, beim Gejammer, bei der Kritik oder bei Gewissensbissen stehen zu bleiben. Außerdem gibt eine positive Verkündigung immer Hoffnung, orientiert auf die Zukunft hin und lässt uns nicht eingeschlossen im Negativen zurück“ (159).

Charakteristika zum Kommunikationsstil von Papst Franziskus

Die Begegnung des Papstes mit der Schönstatt-Bewegung am 25. Oktober 2014 lässt Aussagen zum kommunikativen Profil von Franziskus zu.

Was ist es, was diesen Papst die Herzen der Menschen erreichen lässt? Sind es die alten schwarzen Treter, die die „emeritierten“ roten Schuhe ersetzen? Er hat sie nicht klammheimlich eingetauscht, sondern er trägt sie auch noch heute. Die Ablehnung des barocken Tands, die Flucht aus den päpstlichen Gemächern waren wohl nur ein Vorzeichen für den neuen Stil: Barock und Rokoko sind auch im Vatikan vorüber, auch wenn es vielleicht die einen oder anderen immer noch nicht wahr haben wollen. Dieser Papst inszeniert sich nicht als Kirchenfürst, sondern als Mitbruder, der demütig ein sehr spezielles Amt wahrnimmt. Und das wirkt echt und authentisch, und nicht aufgesetzt.

Wie lässt sich dieser neue Kommunikationsstil beschreiben?

1. Papst Franziskus lebt einen neuen Kommunikationsstil im Rahmen eines neuen Lebensstils. Dieser Lebensstil wird von einem symbolhaften Verhalten bei öffentlichen Auftritten bestimmt. Der Papst zeigt sich als ein bescheidener, menschenfreundlicher und humorvoller Mensch. Großes Gewicht haben visuelle Botschaften: Er trägt einfache Straßenschuhe, er wohnt im vatikanischen Gästehaus und nicht mehr im Apostolischen Palast, er trägt seine Aktentasche selber, er umarmt Kinder und Behinderte, fährt mit anderen Bischöfen im Bus, benutzt innerhalb des Vatikans einen alten Kleinwagen ...

2. Wenn irgend möglich verwendet Franziskus nicht mehr die alte Form der Zusammenkunft von Papst und Volk, die Audienz. Hier spricht nur einer allein über ein selbst gewähltes Thema, bei dem es den Anwesenden nur möglich ist, zu applaudieren oder eben auch nicht. Die Audienz ist abgelöst durch die Begegnung, eine Begegnung auf Augenhöhe. Lässt die Audienz oft den päpstlichen Akteur von der Seite direkt auf die Bühne, betritt er bei der Begegnung den Saal, durch die Tür, durch die alle gekommen sind. Auf Augenhöhe geht er durch die Reihen, anfassbar, berührbar und den Menschen zugeneigt durch Händeschütteln, umarmen. Die Begegnung ist sorgfältig inszeniert. Der Kontext ist mit Bedacht gewählt: Persönliche Begegnungen auf dem Weg bis zur Bühne.

3. Papst Franziskus zeigt keine Angst. Er begibt sich unter Menschen, fasst an und ist anfassbar. Er posiert nicht für journalistisch gelungene Fotos; man spürt, er ist für die Menschen da, nicht für die Fotografen. Der Papst spricht von „der Mystik des Anfassens, des Umarmens, des Anlehns“. Seine Angstfreiheit bringt Authentizität mit.

4. Anders als seine Vorgänger monologisiert er nicht, sondern tritt in einen Dialog. Er hält keine Audienz mehr ab, jenes inszenierte Spektakel monarchistischer Provenienz, sondern wählt die Form einer Begegnung auf Augenhöhe - eine klare Abwendung vom alten klerikal-monarchistischen Stil. Er fordert für die Kirche

nicht nur eine Kultur der Begegnung, er praktiziert sie selbst. Dazu gehört, dass er sich Fragen stellen lässt, auf die er in freier Rede antwortet. Er behandelt seine Zuhörer nicht als Block, sondern als eine Summe von Individuen, die er auch anspricht.

5. Der Papst verwendet eine schlichte Sprache, oft kurze Sätze und einprägsame, griffige Formulierungen und Sprachbilder. Franziskus präsentiert sich nicht mit einem intellektuellen theologischen Sprachstil, jonglierend mit ausbalancierten Feinsinnigkeiten, sondern er redet frei heraus, volksnah, knackig, orientiert an Stichworten, die er sich notiert hat. Seine Mimik unterstützt seine Aussagen. Er formuliert verstehbar, flüchtet nicht in Fachterminologie, verschanzt sich nicht hinter nicht hinterfragbaren Phrasen, beweist Humor. Er behandelt die gestellten Fragen, redet nicht drum herum oder formuliert sie sich „passender“. Von daher kann er kaum an den Interessen der Anwesenden vorbei reden. Die wiederum reagieren mit besonderer Aufmerksamkeit. Hier spricht einer nicht „über“ die Leute, sondern „mit“ ihnen. Und er tut dies glaubwürdig, wie die Reaktionen der Angesprochenen zeigen. Er wirkt dabei nicht intellektuell bemüht, spirituell vergeistigt, sondern ist präsent. Typisch für ihn ist eine wellenförmige Verwendung von Schlüsselbegriffen, die er erst einbringt und dann mehrfach wieder aufnimmt. Tradition ist für ihn eine bedenkenswerte Ressource, jedoch nicht das Depot, das bereits die Antworten auf die aktuell gestellten Fragen enthält.

6. Vertreter seiner Gäste sitzen mit ihm auf der Bühne. Er spricht mit ihnen, berührt und umarmt sie. Er schaut sie an und ist bemüht, sie in den Ablauf einzubinden. Der gewollte Dialog anstelle des Monologs ist nicht nur hörbar, sondern auch sichtbar.

7. Die verbale Kommunikation wird nonverbal gestützt. Die Gestik ist die zweitwichtigste Kommunikationsform dieses Papstes. Gesten und Handlungen erklären sich selbst und verweisen die mehr oder minder kompetenten journalistischen Berufsinterpretatoren sowie die Vertreter des vatikanischen Apparates in ihre Grenzen. Die Fußwaschung am Gründonnerstag des Jahres 2014 hat die Meisterschaft der Gesten dieses Papstes augenfällig gemacht. Und wer es noch nicht wusste, konnte sinnfällig erfahren: Demut ist nicht nur ein Wort, Demut gibt es auch als Tat. Die Grundregel der päpstlichen Gestik lautet: What you see is what you get.

8. Die einfache Sprache ist medienkompatibel und trägt ihn auf einer Welle der Sympathie. Der Papst steht hinter seinem Amt zurück. Dabei wird leicht übersehen, dass dieser Papst nicht auf die alten Schubladen zu reduzieren ist: Traditionalist, Reformer ... Die Schublade für Papst Franziskus ist noch nicht erfunden.

9. Der Kommunikationsstil des Papstes ist sachorientiert, aber nicht auf Sachlichkeit reduziert, emotional, nicht kalt oder herrschaftlich und zurückweisend. Er lädt ein, lässt sich selbst ins Herz sehen und berührt das Herz seiner Gesprächspartner. Überzeugend ist nicht nur sein Humor, sondern seine Natürlichkeit, sein Unverstelltsein.

10. Seine klaren und verständlichen Formulierungen, schnörkellos und persönlich, sind Voraussetzung einer verkürzten Rhetorik. Sie beinhalten aber auch eine Gefahr: Nicht nur Journalisten hören gerne nur das, was sie hören möchten und überhören leicht, was nicht in ihre Schablone passt. Verkürzte Rhetorik bringt die Gefahr mit sich, dass der Hype um den „Wohlfühlpapst Franz“ bei enttäuschenden Aussagen schnell ins Gegenteil umkippen kann.

11. Eine zweite Gefahr des neuen Kommunikationsstils besteht in der „Kommunikation im Ungefähren“, einer subversiven Kommunikation. Gerne greift dieser Papst einmal zum Telefon und telefoniert mit unterschiedlichen Personen oder er spricht mit Ordensoberen oder Journalisten, ohne dass die Inhalte dieser Gespräche dokumentiert werden. Diese spontane Kommunikation birgt die Gefahr der beliebigen Auslegung. Stimmt es z.B., dass der Papst Ordensoberinnen ermuntert hat, Schreiben der Glaubenskongregation kein großes Gewicht beizulegen? Bis heute gibt es weder eine Bestätigung noch eine Dementi.

12. Im Vatikan haben sich die Informationszugänge verändert. Nicht mehr das inoffizielle Informationssystem der Vaticanisti, einiger privilegierter Journalisten, liefert die Premium-News aus dem Vatikan. Der Papst selbst hat die Zügel in die Hand genommen. Die offiziell im Vatikan tätigen Öffentlichkeitsarbeiter erfahren nun manchmal die Aussagen des Papstes nicht von diesem, sondern von Medienvertretern.

BERNHARD BRANTZEN

„MIT MEINEM GOTT SPRINGE ICH ÜBER MAUERN“ (PSALM 18,30)

ASPEKTE ZUR GESTALTUNG VON KIRCHE ALS MITTRÄGER VON GESELLSCHAFT IM ZUSAMMENSPIEL VON CARITAS UND PASTORAL IN EINER WACHSEND SÄKULARISIERTEN WELT

Der Autor: Bernhard Brantzen, Diakon und Sprecher der Schönstätter Diakonen-Gemeinschaft, ist Klinikseelsorger in Offenbach.

„Wenn wir rausgehen auf die Straße, dann können Unfälle passieren. Aber wenn sich die Kirche nicht öffnet, nicht rausgeht und sich nur um sich selbst schert, wird sie alt. Wenn ich die Wahl habe zwischen einer Kirche, die sich beim Rausgehen auf die Straße Verletzungen zuzieht, und einer Kirche, die erkrankt, weil sie sich nur mit sich selbst beschäftigt, dann habe ich keine Zweifel: Ich würde die erste Option wählen.“¹ Mit seinem Amtsantritt hat Papst Franziskus im März 2013 hat auf dem Hintergrund dieses von ihm vor seiner Wahl zum Papst geäußerten Wort einen erneuerten Weg der Kirche eingefordert und eingeläutet. Er weist in dieser Perspektive besonders auf die Menschen hin, die Gott seiner Überzeugung nach in besonderer Weise mit seiner Liebe im Blick hat: Die aus welchen Gründen auch immer kirchlich wie gesellschaftlich Ausgegrenzten, Vergessenen. Er hat eine Vision von einer armen Kirche und einer Kirche der Armen aufgezeigt. Um dies zu werden, muss die Kirche nahe bei den Menschen sein.

Das Wesentliche jedoch: Papst Franziskus hat diese Perspektive nicht nur in Worte gefasst. Er lebt sie konsequent. So durch die Einforderung von Gerechtigkeit und Achtung der Menschenwürde während seines Besuchs der Flüchtlinge auf der Insel Lampedusa, der Begegnung der Menschen in den Elendsvierteln bei seinen Besuchern in den unterschiedlichen Ländern, durch die politische Anprangerungen der immer mehr auseinandergehenden Schere zwischen Armen und Reichen dieser Erde. Er wäscht jugendlichen Ausgegrenzten vor Ort in deren Lebenswelt, selbst in Gefängnissen die Füße. Er will ohne Rücksichtnahme auf seine eigene Sicherheit an den unterschiedlichen Orten den Menschen nahe sein, in deren Lebenswirklichkeit. Er will für alle Menschen ansprechbar sein – völlig gleich welcher gesellschaftlicher Stellung, Religion, sozialer Situation oder Herkunft sie sind. Hier ist für ihn der Ort, wo Gotts Liebe an nötigsten ist, wo sie aber auch am sichtbarsten wird.

Mit diesem Weg bestätigt Papst Franziskus auch für die deutsche Kirche einen Weg, der von immer mehr Gruppen, Gemeinschaften und Verbänden innerhalb der

¹ Barbara Hans: Wahl in Rom: Der Überraschungs-Pontifex, Spiegel online: 13.03.2013.

Katholischen Kirche seit vielen Jahrzehnten im Blick auf die sich scheinbar immer weiter säkularisierende Welt verfolgt und angemahnt wird – ja, er ermuntert zu diesem Weg, fordert geradezu dazu heraus. Es ist der Weg einer immer wichtiger und notwendiger werdenden Vernetzung in unterschiedlichen Feldern der Caritas und Pastoral als Antwort auf die Fragen der Gottes- und Glaubenserfahrung in diesem realen gesellschaftlichen und kirchlichen Prozess. Dieser Prozess steht in Deutschland nicht nur, aber doch auch entscheidend in einem Zusammenhang mit den kontinuierlichen Veränderungen der gesellschaftlichen wie kirchlichen Rahmenbedingungen seit dem Fall der Mauer 1989 bis heute. Es ist aus kirchlicher Sicht ein Prozess ein rasch voranschreitender, alle Lebensbereiche durchdringender Prozess, der unter anderem auch durch die Geschichte im Osten Deutschlands eine ganz besondere Herausforderung geworden ist.

Mit dem Dialogprozess der Kirche in Deutschland hatten die Bischöfe bereits 2011 einen neuen Weg angestoßen, nach Antworten auf diese Entwicklung zu suchen, auch wenn sich der Weg im Laufe des Prozesses als holprig erwiesen hat. Unsicherheit, nicht selten Hilflosigkeit im Hinblick auf theologisch-biblische Neuorientierung und daraus folgernd neue sowohl soziologisch wie spirituell geprägte pastorale Handlungsstrategien und Umsetzungsmöglichkeiten sind ständige Begleiter. Aber er kann Früchte tragen, wie die jüngst im Bistum Freiburg erschienene Handreichung zur Seelsorge an wiederverheiratet Geschiedenen zeigt. Wenn der Dialogprozess zu einem vorläufigen Einschnitt gebracht worden ist, werden sich seine Ergebnisse an der von Papst Franziskus aufgezeigten Realitätsbezogenheit zum Leben der Menschen sich messen lassen müssen.

In einem kritischen Blick auf die Entwicklungen der katholischen Kirche in den östlichen Bistümern Deutschlands fordert Albert Franz auf, sich mit der Gestalt einer diakonischen Kirche in säkularisierter Welt und daraus auch mit einem neuen Verständnis des Umgangs mit den Menschen auseinanderzusetzen.²

Im Folgenden versuche ich, vor diesem Hintergrund aus Beobachtungen und Erfahrungen meiner Arbeit in unterschiedlichen Feldern der Caritas in Ost und West einige Diskussionsanlässe zur Weiterentwicklung zu geben. Dabei habe ich auch die Argumentationsweise von Paul Josef Cordes und Manfred Lütz im Blick, die mit ihren Überlegungen zum Thema „Entweltlichung“ insbesondere die Entwicklung der Caritasverbände und deren Mitgliedsorganisationen aus ihrer Sicht auf den Prüfstand stellen.³ Ohne mich im Detail mit der dort dargestellten Sichtweise auseinanderzusetzen, können die folgenden Überlegungen als alternative Ansätze verstanden werden.

² Vgl. Albert Franz: Dienst am Kirchenfernen – Überlegungen zu einer „Diakonischen Kirche“ im ehemaligen Osten Deutschlands, in: Martin Kirschner / Joachim Schmidl (Hg): Diakonia – Der Dienst der Kirche in der Welt, Herder, Freiburg, 2013, S. 144 - 152

³ Vgl. Paul Josef Cordes / Manfred Lütz: Benedikts Vermächtnis und Franziskus' Auftrag – Entweltlichung – Eine Streitschrift, Herder, Freiburg, 2013

Gesellschaftliche und kirchliche Realität sehen und als Herausforderung wahrnehmen

In den vergangenen Jahren sind Schlaglichter wie z. B. demographischer Wandel, Abnahme der Steuer zahlenden Katholiken, Rückgang der Priesterschaft, neue Seelsorgeeinheiten, Verlust der Jugend und andere auf allen kirchlichen Ebenen in der Diskussion. Hinzu kommen Fragen des sexuellen Missbrauchs, der geschiedenen und wiederverheirateten Menschen, der Lebenssituation homosexueller Menschen und viele andere. Faktum ist, dass auf den Gebieten der westlichen Bistümer die Anzahl der nichtgetauften oder keiner Religion angehörenden Menschen inzwischen bei bis zu 30 % liegt. Auf dem Gebiet der östlichen Bistümer liegt dieser bei 80 %. So beträgt beispielsweise der Anteil der Katholiken an der Gesamtbevölkerung auf dem Gebiet des von der Fläche viertgrößten und von der Katholikenzahl zweitkleinsten deutschen Bistums Magdeburg ca. 3,5 % bei abnehmender Tendenz. Die Zahl der evangelischen Christen liegt bei ca. 15 %. In manchen ländlichen Gebieten der östlichen Bistümer wird es bis 2025 nur noch vereinzelt Katholiken geben, die dann neue Formen der Gemeinde- und Gemeinschaftserfahrung entwickeln und leben müssen. In Ost wie West steigt die Zahl der ungetauften und nicht mehr an christliche Gemeinschaften gebundenen Menschen. Andere Religionen wie der Islam werden immer mehr auch Ansprechpartner für die Menschen.

Wenn wir diese Zahlen aufnehmen, müssen wir aber der Realität noch klarer in die Augen sehen. Exemplarisch sei hier eine Begegnung in einer Vorstadtgemeinde einer Großstadt im Norden Deutschlands genannt. Eine Gemeinde mit 10 000 Katholiken, auf dem Gelände der Pfarrgemeinde eine Grundschule sowie ein Beratungsangebot des örtlichen Caritasverbandes. Auf die Frage, wie viele der 10 000 Katholiken noch in irgendeiner Weise Kontakt zur Gemeinde hätten, war die Antwort 10%. Kontakt besteht zu den übrigen 90% nur punktuell. Eine Kooperation und Vernetzung mit der Grundschule und der Beratungsstelle als Ansatzpunkt für eine Öffnung zu anderen gesellschaftlichen Gruppen ist begrenzt, eine gemeinsame konzeptionelle Zusammenarbeit gibt es nicht. Die Varianten in den Gemeinden in Deutschland und der Kirche vor Ort sind vielfältig. An dieser Stelle sei zwar betont, dass es auch viele positive Beispiele von Vernetzungen gibt. Fakt aber ist: 80 – 90 % der getauften Gemeindemitglieder haben keinen Kontakt mehr zu ihrer Gemeinde. Gleichzeitig sind viele von ihnen in Vereinen, Parteien, Initiativen etc. engagiert – durchaus auf dem Hintergrund christlicher Wertorientierung.

Auch hier zeigt Papst Franziskus einen Weg auf, wie Offenheit ermöglicht werden kann: „Statt nur eine Kirche zu sein, die mit offenen Türen aufnimmt und empfängt, versuchen wir, eine Kirche zu sein, die neue Wege findet, aus sich heraus und zu denen zu gehen, die nicht zur ihr kommen, die ganz weggegangen oder die gleichgültig sind. Die Gründe, die jemand dazu gebracht haben, von der Kirche

wegzugehen – wenn man sie gut versteht und wertet – können auch zur Rückkehr führen. Es braucht Mut und Kühnheit“.⁴

Dies aber entspricht letztlich dem Prinzip des Handelns Jesu, der als Wanderprediger den Menschen in ihren Lebenswirklichkeiten, in ihren familiären, gesellschaftlichen und politischen Zusammenhängen vorurteilsfrei begegnete und ihnen als von Gott geliebte Menschen dort das Heil verkündete, ja nicht selten Lebensperspektiven und Heilung brachte.

Die Milieustudien der vergangenen Jahre haben darüber hinaus gezeigt, dass Kirchengemeinden die Menschen am Rande der Gesellschaft, die Vergessenen in Kirche und Gesellschaft nicht im Blick haben. Es gibt reichlich Besuchsdienste für alte und kranke Menschen. Auch werden Brotkörbe und Tafeln für Menschen in sozialen Notlagen in vielen Gemeinden angeboten, wie auch viele andere Hilfen. Dieses Engagement kann nicht hoch genug bewertet werden. Aber eine Beteiligung oder gar Integration dieser Menschen als lebendigen Teil, als Subjekt der Gemeinde - nicht nur als Objekt der Hilfe - im Sinne einer wirklich „Diakonischen Gemeinde“ gibt es in der Regel nicht.

Orte der Begegnung mit der gesellschaftlichen Realität

In ihrer oben genannten Veröffentlichung machen Cordes und Lütz den Vorschlag, genauer hinzuschauen, ob die Anzahl der Caritaseinrichtungen noch so groß sein müsse, wenn das „Katholische“ nicht mehr durchscheine. Ob die „Karusserie“ nicht „zu groß für den Motor“ sei und daraus folgend nicht eine Rückführung auf einen Kern notwendig sei.⁵ Caritative Einrichtungen katholischer machen – was immer das auch heißen mag. Immer noch wird an manchen Orten die Frage gestellt, ob es nicht sinnvoll sei, eine Kindertagesstätte mit lediglich einem unter 50 % liegenden Anteil an katholischen Kindern und Familien der Kommune zurückzugeben. Oder welche Mindestzahl an katholischen Mitarbeitenden den Erhalt einer katholischen Einrichtung rechtfertigt. Im Osten ist der Anteil der ungetauften oder keiner Religion angehörenden Mitarbeitenden in katholisch-caritativen Einrichtungen der stationären Altenhilfe, Behindertenhilfe und Kinder- und Jugendhilfe mit ca. 80 % ein Spiegelbild der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Also schließen wir alle Einrichtungen – in dem Bewusstsein, dass damit in den Gebieten des Ostens in zehn bis fünfzehn Jahren Kirche im größten Teil der Gesellschaft mitgestalterische Möglichkeiten aus dem Evangelium heraus verloren haben wird? Und im Westen warten wir dann noch ein wenig länger? Für die Kirchengemeinden ist die Tatsache, dass sie noch eine Kindertagesstätte haben, oftmals die einzige kommunalpolitische Präsenz, durch die Kirche als ernsthafter sozial- und gesellschaftspolitischer Partner wahrgenommen wird und sich mit an christlichen Werten orientierter Erziehung an der gesellschaftlichen Mitgestaltung beteiligen kann. Umso mehr ist die Entwick-

⁴ Papst Franziskus in: Die Tagespost, 21.11.2013, S. 17

⁵ Vgl. Franz-Josef Cordes / Manfred Lütz a.a.O. S.130

lung vieler Kindertagesstätten zu Familienzentren zu fördern, die eine gesellschaftliche Öffnung weiter voran bringt und damit eine Chance für ein erweitertes Orientierungsangebot für Familien ermöglicht.

Die Begegnung der Kirchengemeinden mit unterschiedlichen gesellschaftlichen Lebenswirklichkeiten im Rahmen des Gemeindelebens ist begrenzt. Vor Jahren zeigte ein Sozialarbeiter des örtlichen Caritasverbandes einer Gruppe von Ständigen Diakonen und deren Frauen auf dem Gelände eines „Sozialen Brennpunktes“ in der Nähe von Koblenz eine kleine Kapelle mit einer Marienstatue. Er berichtete, über lange Zeit habe kein Kontakt zwischen der katholischen Gemeinde und den Menschen in dem Wohngebiet bestanden. Einladungen vonseiten der Gemeinde seien die Menschen nicht gefolgt – eine andere Welt. Bis eine Gruppe von Bewohnern, Sinti und Roma, diese kleine Kapelle baute und dann den ansässigen Pfarrer animierte, diese zu segnen. In den folgenden Jahren fanden hier einmal eine gottesdienstliche Feier und ein Fest statt, zu der dann auch die Mitglieder der Gemeinde kamen. Ein anderes Beispiel: Ein katholisches Krankenhaus in Halle an der Saale ist durch den dort tätigen Diakon inzwischen in enger Kooperation mit der Kirchengemeinde und dem örtlichen Caritasverband immer mehr zum Kristallisierungspunkt vieler gemeindlicher, caritativer Aktivitäten geworden. Eine Begegnungsstätte zwischen Christen und Nichtchristen, zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen. Und mit vielen kirchenfernen und ungetauften Menschen, Jugendlichen wie Familien. Diese finden unter anderem einen Kontakt zur Kirche durch die von den Seelsorgern angebotene intensive Vorbereitung und Gestaltung von Lebenswendeferien für Jugendliche, als Alternative zu der Jugendweihe – mit jährlich kontinuierlich steigenden Zahlen. So ist die Zahl innerhalb weniger Jahre auf ca. 250 Anmeldungen für das Jahr 2013 angewachsen, die Anmeldungen für 2015 liegen bereits bei ca. 450 mit steigender Tendenz.

Alten- und Pflegeheime, Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen, Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe, Kindertagesstätten, sozial belastete Regionen – sie alle sind natürliche Begegnungsorte von Gemeindemitgliedern mit anderen gesellschaftlichen Gruppen, anderen Lebenswirklichkeiten, anderen Glaubensüberzeugungen und anderen Formen der Spiritualität. Um dies zu entdecken und zu erfahren, bedarf es aber eines Aufbruchs und Einlassens auf diese für Gemeinden oft „fremde Welten“. Mit dieser Sichtweise verbunden ist ein Perspektivenwechsel im Hinblick auf Orte sowie zentrale Felder und Aufgaben zukünftiger pastoraler Arbeit.

Caritative Einrichtungen als Begegnungsorte und Kristallisationspunkte von Gemeinde

In vielen Gebieten der östlichen Diözesen wird auf dem Hintergrund des Gesagten bald Realität sein: Caritative Einrichtungen werden für die Gemeindemitglieder zentraler Begegnungsort sein. Ja, in solchen Einrichtungen wird sich eine neue Ge-

stalt von Gemeinde entwickeln, auch aus der Begegnung mit Nichtchristen heraus. Kirchenrechtlich wird die Territorialgemeinde bestehen bleiben, nur die Orte der Begegnung, der Gemeindeerfahrung werden sich verändern. Sie sind die Chance, Kirche neu zu gestalten mitten unter den Menschen.

Caritative Einrichtungen als Orte der Gotteserfahrung und lebendiger Spiritualität

„Die Unternehmen der Caritas sind Teil der ‚pilgernden und suchenden Kirche‘ in der Welt und damit Orte der Erfahrbarkeit der Nähe Gottes (vgl. Kol 3,11; 1 Kor 15,28).“⁶ Diese Feststellung der Delegiertenversammlung des Deutschen Caritasverbandes gibt ein langangelegtes Entwicklungsziel vor und ist von mehrfacher Bedeutung. Zum einen definieren sich Caritasverbände und ihre Mitglieder als wirtschaftliche Unternehmen, die auf dem Sozialmarkt im Wettbewerb mit anderen Anbietern stehen. Gleichzeitig verstehen sie sich gerade auch in dieser Entwicklung als Teil der „pilgernden und suchenden Kirche“, auch der gemeindlichen pilgernden und suchenden Kirche. Gerade deshalb sind sie Orte der Gottesbegegnung und Gotteserfahrung.

Dieses Verständnis geht von der Überzeugung aus, dass Gott gemäß dem Prinzip von Ignatius von Loyola in allen Dingen, Ereignissen und Menschen lebendig und zu finden ist. Mit Aussagen während des Weltjugendtages in Rio de Janeiro weist wiederum Papst Franziskus mit Aussagen wie „Gott ist real, wenn er sich im Heute zeigt“, „Gott ist überall“ darauf hin, dass es der Auftrag der Kirche, der Christen, der Menschen ist, Gott zu suchen und zu finden.⁷ In seinem ersten Apostolischen Schreiben „Evangelii Gaudium“ unterstreicht er noch einmal diese Perspektive: „Die anderen kirchlichen Einrichtungen, Basisgemeinden und kleinen Gemeinschaften, Bewegungen und andere Formen von Vereinigungen sind ein Reichtum der Kirche, den der Geist erweckt, um alle Umfelder und Bereiche zu evangelisieren. Oftmals bringen sie einen neuen Evangelisierungseifer und eine Fähigkeit zum Dialog mit der Welt ein, die zur Erneuerung der Kirche beitragen.“⁸

Vor diesem Hintergrund ist damit aber auch ein wesentlicher Gedanke für die Weiterentwicklung des katholischen Profils von Einrichtungen eine neue, zutiefst christliche Sichtweise des Menschen verbunden. Wenn Gott jeden Menschen uneingeschränkt und bedingungslos als sein Geschöpf liebt, dann trägt der Mensch diese Liebe in sich und gibt sie anderen weiter. Jeder Mensch, ob glaubend oder nicht glaubend, kann diese Liebe anderen weitergeben und kann damit zum Heil, zur Heilung, zur Menschwerdung, zur gerechten Gestaltung von Gesellschaft bei-

⁶ Vgl. Punkt I, 1 Leitlinien für unternehmerisches Handeln der Caritas - Beschluss der 6. Delegiertenversammlung des DCV, Essen, den 16. Oktober 2008.

⁷ Vgl. Papst Franziskus a.a.O. S. 18.

⁸ Papst Franziskus: Apostolisches Schreiben Evangelii Gaudium, Erstes Kapitel, 29, 24.11.2013.

tragen.⁹ Dieses Grundverständnis und diese Überzeugung vorausgesetzt, lässt die Frage des Inhalts eines katholischen Profils einer caritativen Einrichtung und der Caritasverbände in einem neuen Licht erscheinen. Dieses Profil geht zunächst davon aus, dass jede und jeder, die oder der sich für den Dienst in einer katholischen Einrichtung entscheidet, Mitarbeitende am Heil der Menschen ist und durch sie und ihn die Liebe Gottes erfahrbar wird. Dies bedeutet aber gleichzeitig die Überzeugung, dass jeder Mensch seine eigene, ihm geschenkte Spiritualität, ein ihm geschenktes Geheimnis in sich trägt. Daher stellt sich nicht zuerst die Frage, wie viele Mitarbeitende müssen katholisch sein, dass eine Einrichtung katholisch ist, sondern welche Rahmenbedingungen und Begleitungen für Mitarbeitenden stellen Kirche, katholische Einrichtungen und Verbände zur Verfügung, dass Mitarbeitende die Möglichkeit haben, christliche Grundhaltungen kennen zu lernen und diese mitzutragen – ja mitzugestalten.

Mit meinem Gott springe ich über Mauern

Wenn diese Überlegungen zu den Grundzügen der Realität kirchlicher Gemeinden und Einrichtungen stimmig sind, dann bedarf es „Mut und Kühnheit“, über eine ganze Reihe von Mauern zu springen, ohne genau zu wissen, was auf der anderen Seite zu erwarten ist. Aber die Sprünge sind, wie die Überlegungen zeigen, mit einem Sicherungsnetz ausgestattet – mit Gott selbst, der mit dem Menschen über die Mauern springt. Das gilt gerade vor dem Hintergrund der Entwicklungen in den Bistümern im östlichen Teil Deutschlands, die vor 25 Jahren den Sprung über die Mauer mit gewagt haben, ohne zu wissen, wo sie landen werden. Sie haben mit „Mut und Kühnheit“ ganz Besonderes entwickelt und gestaltet. Sie sehen sich aber heute in einer - nicht zuletzt bedingt durch ihre Geschichte - immer mehr säkularisierten Gesellschaft weiteren besonderen Herausforderungen gegenüber. Darin werden sie immer mehr Vorbilder und Mutmacher für die Bistümer des westlichen Deutschlands. Eine zentrale Frage in diesem Prozess ist: Wie kann Katholische Kirche, können katholisch-caritative Einrichtungen, können Caritasverbände und ihre Mitgliedsorganisationen, Unternehmen der Caritas den Sprung im Vertrauen auf Gottes Nähe Kirche der Zukunft und gleichzeitig anerkannte und gewichtige Mitgestalter von Gesellschaft bleiben?

Schon seit langer Zeit haben Unternehmen der Ordensgemeinschaften sich dieser Herausforderung gestellt und ausgehend von ihrer Ordensspiritualität Wege der Vereinbarkeit von Unternehmen und Kirche gesucht – mit allen Höhen und Tiefen, die diese Prozesse mit sich gebracht haben. Auch in vielen Caritasverbänden und deren Mitgliedsverbänden sind neue Wege gegangen worden. An manchen Orten bereits auch in der Kooperation zwischen Caritas und Pastoral.

Aus meiner Sicht bedarf es aber mehr „Mut und Kühnheit“ für weitergehende vertrauensvolle Sprünge und damit für Perspektivenwechsel:

⁹ Vgl. hierzu auch ebenda S. 19 zum Thema „Wie versteht der Mensch sich selbst“

Zentrale Aspekte für die Weiterentwicklung von kirchlichem Handeln sollten meines Erachtens bei aller struktureller Eigenständigkeit von kirchenamtlichen Strukturen und Strukturen der Caritasverbände und kirchlichen Einrichtungen u. a. die folgenden sein:

- Katholische Einrichtungen und Caritasverbände und deren Mitgliedsverbände sollten verstärkt als zentrale pastorale Felder und als natürliche Begegnungsorte mit Menschen in anderen Lebenswirklichkeiten erkannt und gestaltet werden.
- Gemeinsam auf Augenhöhe und mit der jeweiligen Kompetenz sollten Einrichtungsleitungen und pastorale Mitarbeitende diese zentralen pastoralen Felder für die und mit den Bewohnerinnen und Bewohner und Mitarbeitenden gestalten.
- Dort, wo in Gemeinden Offenheit für diakonisch-caritative Fragen ist, sind die Caritasverbände gefordert, die Gemeinden in ihrem diakonischen Bewusstsein und dem Aufbau von caritativen Initiativen und Gruppen zu unterstützen.
- Gemeinsam sollte gefördert werden, dass katholische Einrichtungen und die Angebote der Caritas selbstverständlich verstanden werden als Orte der Gemeindebildung, an denen Gemeinde ihre Feste feiert, Gremiensitzungen u. a. Damit werden die Einrichtungen zu Orten der Beheimatung sowohl für die Gemeindeglieder als auch für die Bewohnerinnen und Bewohner sowie die Mitarbeitenden werden.
- Gleichzeitig sollten die Einrichtungen als Orte der Gottes- und Glaubenserfahrung gefördert und erfahrbar gemacht werden.
- Insbesondere in den Gebieten, die von einer besonderen säkularisierten Diaspora und damit von einer langsamen Vereinzelung von Gemeindegliedern betroffen sind, wo Kirchen und Gemeindezentren als Mittelpunkteinrichtungen nicht mehr gehalten werden können, sollte schon konzeptionell in gemeinsamer Planung zwischen Einrichtungsleitung und Pastoral auf eine Gestaltung der Einrichtung als zukünftigen Mittelpunkt- und Begegnungsort von Gemeinde hingearbeitet werden.
- Wo es möglich ist, katholische Zentren mit Gemeinde, Kindertagestätten, stationären und ambulanten caritativen Einrichtungen vor Ort etc. zu bilden, sollten die Verantwortlichen aus Pastoral und Caritas auf Augenhöhe gemeinsame pastorale und caritative Schritte planen und umsetzen.
- Eine Strategie der Kommunikation und Kontaktnahme mit den 80 % Katholiken, die keinen Kontakt mehr zur Gemeinde haben, sollte entwickelt werden. Dies gerade auch in Respekt davor, dass viele dieser Gemeindeglieder sich in Vereinen, Initiativen, in Politik oder in anderen Zusammenhängen, auch vor Hintergrund ihrer christlichen Sozialisation, einbringen und damit Menschen erreichen, die Gemeinde nicht mehr erreicht.
- Dafür bedarf es einer Bereitschaft, wechselseitig voneinander zu lernen und sich zu verändern, statt einseitig die Botschaft des Evangeliums bringen zu wollen. Dies bedeutet eine Sichtweise, die alle als Träger der Liebe Gottes und Mit-

gestalter anerkennt. Es ist eine Haltung des Lernens im Dialog unter gleichberechtigten Partnern, die aneinander wachsen.

- Dazu gehört auch ein Verständnis, dass nicht-christliche Mitarbeitende Vermittler der Liebe Gottes sind.

- Die Bewertung von gesellschaftlichen und sozialen Vorgängen ist daher nicht mehr alleine aus der Enge kirchlicher Strukturen als Mittelpunkt gesellschaftlichen Lebens vorzunehmen, sondern von allen Standorten her. Dies bedeutet zum Beispiel zu erkennen, dass Kirche und Gemeinde in ihren gesellschaftlichen Zusammenhängen oftmals diejenigen sind, die am Rande des gesellschaftlichen Lebens stehen und bedeutungslos geworden sind oder zu werden drohen. Die Welt nicht nur aus dem engen Blickwinkel kirchlicher Strukturen und Bewertungswirklichkeiten zu sehen, zu bestimmen und zu beurteilen, sondern die Welt von allen Standorten anzuschauen, zu verstehen und sich darauf einzulassen, ist wesentliche Voraussetzung für die Veränderung einer inneren Haltung und für eine Neuorientierung.

- Damit rücken die Menschen, die krank sind oder in materieller und sozialer Armut leben, Menschen in Gefängnissen und viele andere Vergessene in den Mittelpunkt kirchlichen und gemeindlichen Handelns.

- Die Konsequenz hieraus ist nicht nur die Einladung der Menschen in die Gemeinde, sondern zuerst das Hinausgehen zu ihnen in ihre Lebenswirklichkeiten gemäß der Lebensweise und Haltung Jesu.

- Dies bedeutet, sich auf Neues, Ungewisses, auch Angstbesetztes einzulassen in dem Vertrauen, dass Gott in allen Dingen, Ereignissen und Menschen ist. Wege und Räume zu eröffnen, damit Menschen innerhalb und außerhalb von Kirche und Gemeinde den Dialog als spirituelle Grundhaltung und Leitlinie erproben und leben können. Das ist zentrale Herausforderung im Zusammenspiel zwischen Caritas und Ihren Einrichtungen und der Pastoral.

- Einen besonders hohen Stellenwert sollten in diesen Überlegungen die Ansätze haben, die ökumenisch gestaltet werden können.

- Zu einer Perspektive gesellschaftlicher Relevanz von Kirche um der Menschen willen gehört aber auch die Förderung von politisch Engagierten, die Politik aus einem christlichen Wertverständnis heraus betreiben. In den Parlamenten der östlichen Bundesländer ist abzusehen, dass die Zahl christlich geprägter Politikerinnen und Politiker in 10 bis 15 Jahren nur noch gering sein wird. Die westlichen Bundesländer werden nachziehen. Es bedarf einer Strategie, wie junge christlich inspirierte und gleichzeitig politisch interessierte Menschen gefördert werden, damit Kirche auch hier ihrer zentralen gesellschaftsgestalterischen Aufgabe gerecht werden kann.

Es gibt sicherlich noch weitere Aspekte der Konsequenzen aus Realitäten und Lebenswirklichkeiten. Die jetzt beschriebenen allerdings zeigen die konkreten Herausforderungen ausreichend auf. Sie machen aus dem Wissen und der Erfahrung des in allem nahen Gottes deutlich, dass nicht Resignation über eine scheinbar aussterbende Kirche angebracht, sondern hoffnungsvolles und am Leben der Men-

schen orientiertes kraftvolles und lebensbejahendes Weiterentwickeln in allen Lebensbereichen und Zusammenhängen möglich und gestaltbar ist. Dazu müssen sich alle Kräfte im katholischen Raum auf Augenhöhe sich vernetzen. insbesondere Caritas und Pastoral. „Mit meinem Gott springe ich über Mauern“ – dieses Wort des Psalms 18 könnte ein Leitmotiv für diese Gestaltung der Zukunft sein – mit „Mut und Kühnheit“. Die Katholische Kirche Deutschlands und insgesamt das Geschenk immer mehr nutzen, in dieser Perspektive in Papst Franziskus einen Solidaritätspartner mit sich auf dem Weg zu wissen, der nicht nur im Wort, sondern vor allem in seinem Leben mit „Mut und Kühnheit“ vorangeht.

FRANZ-JOSEF TREMER

EIN LICHT UND EIN LIED IN DER DUNKLEN NACHT VOR 70 JAHREN

DIETRICH BONHOEFFER: „VON GUTEN MÄCHTEN“

Am 28. Dezember 1944 - vor nunmehr siebzig Jahren mitten im „totalen Krieg“ - schrieb der damals 38jährige Theologe Dietrich Bonhoeffer aus dem Gefängnis einen Brief an seine Eltern und seine Verlobte Maria von Wedemeyer. Diesem Brief fügte Bonhoeffer ein selbstverfasstes Gedicht zum Jahreswechsel bei. Dieses Gedicht, 1970 von dem evangelischen Musiker Siegfried Fietz vertont und auf der Platte »Von guten Mächten«¹ eingespielt, hat Geschichte gemacht. Es ist in verschiedenste Liederbücher und Liedsammlungen eingegangen.² Fietz hat das Lied im 6/8 Takt geschrieben, ein Rhythmus, der dem Lied besinnliche Ruhe verleiht. Es existieren aber auch Fassungen im 4/4 Takt, die sich an der Fietz-Melodie orientieren, es handelt sich wohl um eine „versungene“ Fietz-Melodie.

Es existieren auch andere Vertonungen, die aber weniger bekannt sind. Im Jahre 1959 versah Otto Abel den Bonhoeffertext erstmals mit einer Melodie, es steht in D-Moll und 2/2 bzw. 3/2 Takt und endet im Refrain in D-Dur.³ Eine weitere Vertonung in D-Dur stammt von dem Musiker Kurt Grahl, es steht im 4/4 Takt.⁴ Der Franzose Josef Gelineau hat eine Vertonung in traditioneller Kompositionsweise geschaffen, aber etwas rhythmischer als die Abel-Komposition.⁵ Eine sehr originelle neuere Vertonung stammt von Alexander Bayer aus der schwäbischen Musikgruppe „ENTZÜCKLIKA“.⁶ Diese Melodiefassung wurde im Jahre 1993 auf CD⁷ veröffentlicht. Nach Auskunft von Siegfried Fietz gibt es zu „Von guten Mächten“ etwa 30 Vertonungen.⁸ Jürgen Henkys vermutet, dass die Zahl der gedruckten Vertonungen

¹ Ulmtal-Allendorf: ABAKUS Musikverlag, 1977.

² Vgl.: Troubadour für Gott, hg.v. Kolping-Bildungswerk, Würzburg 1991, Nr.441; Songbuch 2 der KJG, hg. v. d. Bundesleitung d. KJG, Düsseldorf 1991, 38; Neue Gemeinschaft, Liedersammlung der Schönstatt-Mannesjugend, hg. v. Sekretariat der Schönstatt-Mannesjugend, Vallendar 1994, 71.

³ Vgl. Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern, Evangelisches Gesangbuch, München (ohne Jahr), 132f.

⁴ Vgl. Arbeitskreis Kirchenmusik und Jugendseelsorge im Bistum Limburg (Hg.), Vom Leben singen. Neue geistliche Lieder. Chorbuch, München 1994, 175.

⁵ Vgl. A. Wilson-Dickson, Geistliche Musik. Ihre großen Traditionen vom Psalmengesang zum Gospel, Gießen 1994, 237.

⁶ CD, ENTZÜCKLIKA, auf flügeln der Zuversicht, Augsburg 1993.

⁷ Vgl. ebd.

⁸ Telefonat des Verfassers mit Siegfried Fietz am 11.1.1999.

irgendwo zwischen 25 und 50 liegen.⁹ Wikipedia, das Online-Lexikon, spricht von mehr als 70 Vertonungen.¹⁰

Bonhoeffer hat das Gedicht mit seinem spirituellen Herzblut geschrieben. Dieser Text ist vergleichbar mit dem Memorial des Pascal oder dem „Nada te turbe“ der Teresa von Avila. Man kann das Gedicht auch als eine Art Katakomben-Literatur des Dritten Reiches und des Zweiten Weltkriegs bezeichnen, analog zu den Sonetten Reinhold Schneiders und den Flugblättern der »Weißen Rose«. Johann Christoph Hampe schreibt in seiner Interpretation der Bonhoeffer-Verse: „So schlicht wie tiefsinnig, von äußersten Erschütterungen diktiert und doch in der Kraft einer männlichen Hoffnung ruhig fortschreitend bekennen diese sieben Strophen Dankbarkeit, Verzichtbereitschaft, getroste Leidensannahme und neuen Vorsatz. Es ist die ganz unpathetische Glaubensgewißheit, auch in diesen ‚bösen Tagen‘ geborgen zu sein, ja, gerade jetzt dieser Tatsache sicher zu werden wie nie zuvor, die uns dieses Gedicht zu den kostbarsten Schätzen geistlicher Erfahrung und wichtigsten Gebetstexten der Christenheit stellen läßt.“¹¹

Von guten Mächten treu und still umgeben,
behütet und getröstet wunderbar,
so will ich diese Tage mit euch leben
und mit euch gehen in ein neues Jahr.¹²

In der ersten Strophe spricht der Dichter ganz vage an, wer ihn hält. „Die guten Mächte“, damit können die guten Engel oder Schutzengel oder natürlich auch Gott selbst gemeint sein. Das ist ein Wort der Geborgenheit: „Von guten Mächten umgeben“. In dieser ausweglosen Situation kann es aber nur von einem Gläubigen kommen, der Atheist lebt in der Ungeborgenheit.

Diese Aussage hat auch eine sehr ökumenische Ausrichtung, diese Strophe könnte von ihrer Theologie her auch von einem Juden oder einem Moslem gesungen werden. Alle Offenbarungsreligionen und vielleicht auch die fernöstlichen Gläubigen könnten dieses Lied singen. Es ist eine offene Dichtung.

Jedes Eigenschaftswort ist ein eigener Lichtblick und hat eine Botschaft: Gut, treu, still, behütet, getröstet, wunderbar. Trotz der räumlich starken Trennung fühlte sich Bonhoeffer seinen Lieben, den Eltern, der Verlobten, den Freunden, sehr nahe, „mit euch“.

⁹ Vgl. H. Becker u.a. (Hg.), Geistliches Wunderhorn. Große deutsche Kirchenlieder, München 2001, 460.

¹⁰ Vgl. http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Dietrich_Bonhoeffer&redirect=no#.E2.80.9E_Von_guten_M.C3.A4chten.E2.80.9C.

¹¹ Dietrich Bonhoeffer: VON GUTEN MÄCHTEN: Gebete und Gedichte, interpretiert von Johann Christoph Hampe, München 1976, 75.

¹² Diese und die folgenden Strophen zit. nach: Dietrich Bonhoeffer: Widerstand und Ergebung; Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft.- 12. Aufl.- Gütersloh, 1983: 204f.

Noch will das alte unsre Herzen quälen,
noch drückt uns böser Tage schwere Last,
ach, Herr, gib unsern aufgescheuchten Seelen
das Heil, für das Du uns bereitet hast.

Nun dringt das Geschehen von außen in das Gedicht ein, die bösen Tage und die schwere Last. Bonhoeffer wurde im Oktober 1944 von der Militärabteilung des Gefängnisses Berlin-Tegel, wo er noch relative Freiheiten und viel Kontakt nach außen hatte, in den strengen Kerker, in das Kellergefängnis des Reichssicherheitshauptamtes in der Prinz-Albrecht-Straße verlegt. Auch er war „aufgescheucht“ über das Misslingen des Attentats vom 20. Juli, da er ja selbst über seine Kontakte zu Widerstandsleuten indirekt mitbeteiligt war. Nach vielen bedrängenden Vokabeln, wie „quälen“ und „böse“ leuchtet das Wort „Heil“ wie ein Stern in das Dunkel. Der Theologe verarbeitet in diesem Gedicht seine Ängste und Sorgen und streckt sich nach dem Heil aus, das eigentlich nur in der Sehnsucht nach Heil fassbar und erfahrbar ist. Aber vielleicht liegt schon in der Heilssehnsucht Heil.

In der Gedichtfassung an seine Verlobte steht in dieser Strophe statt „aufgescheucht“ „aufgeschreckt“ und statt „bereitet“ das Wort „geschaffen“. Es existieren also zwei verschiedene Versionen.

Und reichst du uns den schweren Kelch, den bitteren,
des Leids, gefüllt bis an den höchsten Rand,
so nehmen wir ihn dankbar ohne Zittern
aus Deiner guten und geliebten Hand.

Der erste Teil der Strophe ist eine Anspielung auf die Passionsszene am Ölberg. Die Evangelisten sprechen von dem Leidenskelch, den Jesus trinken muss. Dieser Kelch ist bis zum Rand gefüllt. Nun spricht der Mystiker von seiner Erfahrung Gottes, seiner „guten und geliebten Hand“. In einer solch schwierigen und leidvollen Situation kann das nur ein Mystiker oder ein Verrückter schreiben.

Er möchte den Leidenskelch dankbar und ohne Zittern nehmen, aber er hat auch Angst, was er an anderer Stelle zugibt: Seine Schwester hatte ihn gebeten, die Beerdigung ihres nichtarischen Schwiegervaters vorzunehmen, aber Bonhoeffer hatte damals abgesagt. Er schreibt ihr jetzt: „Es quält mich jetzt immer wieder mal, dass ich damals nicht ganz selbstverständlich Deiner Bitte gefolgt bin. Ich verstehe mich offen gestanden selbst gar nicht mehr. Wie konnte ich damals nur so grauenhaft ängstlich sein? Mir geht es nun ganz grässlich nach, auch weil es gerade etwas ist, was man nie wieder gut machen kann. Also, ich muss Euch nun heute einfach bitten, mir diese Schwäche damals zu verzeihen. Ich weiß heute sicher, ich hätte es anders machen sollen.“¹³

¹³ Zit. in: Renate Wind: Dem Rad in die Speichen fallen. Die Lebensgeschichte des Dietrich Bonhoeffer, Weinheim und Basel 1990, 80.

Siegfried Fietz wechselt in der obengenannten Vertonung und Platteneinspielung von Dur nach Moll, dabei lässt er die Flöte klagen. Er durchbricht das gewohnte und bekannte Harmonieschema der Strophen, ohne die Melodie zu verändern. Die Stimmung wird düster und traurig.

Doch willst Du uns noch einmal Freude schenken
an dieser Welt und ihrer Sonne Glanz,
dann wolln wir des Vergangenen gedenken,
und dann gehört Dir unser Leben ganz.

Hier glimmt ein letzter Hoffnungsfunke auf, der am 9. April 1945 im KZ Flossenbürg endgültig erstickt wurde. An diesem Tag wurde Dietrich Bonhoeffer erhängt. Dass Bonhoeffer auch ein Mensch des Diesseits war, scheint an dieser Stelle auf: Des Vergangenen gedenken meint die schönen Zeiten und Stunden in der Familie und mit Freunden. All dieses Schöne sieht er als Geschenk Gottes an und schenkt Gott deshalb sein Leben.

Lass warm und still die Kerzen heute flammen,
die Du in unsre Dunkelheit gebracht,
führ, wenn es sein kann wieder und zusammen.
Wir wissen es, Dein Licht scheint in der Nacht.

Vielleicht hatte der Dichter in der Zelle ein paar Kerzen vor sich und kam so zu diesem Text. Diese Kerzen verbreiten Wärme, Stille und Licht? Oder ist es die Liebe, die Bonhoeffer meint? Eigenschaften, die wohl in diesem Hochsicherheitsgefängnis der Prinz-Albrecht-Straße kaum zu finden waren. Es herrschten dort vor allem zwei Arten von Kälte, die physische Kälte der Winternächte in der Zelle und die psychische Kälte von Seiten der Wärter und Aufseher.

Die beiden Worte „Nacht“ und „Dunkelheit“ sind erfahrbar im schrecklichen Lärm der Fliegerangriffe und im Geschrei der Gefangenen in ihren Anfällen von Gefängniskoller. Steht auf der einen Seite der Lichtausfall in den Bombennächten bei nächtlichen Flugzeugangriffen, wird auf der anderen Seite eine die ganze Nacht hindurch brennende Zellenbeleuchtung zum Folterinstrument.

Die Sehnsucht nach der Zusammenführung der Familie gerinnt zur Bitte um eine Zusammenführung. Im Familien- und Freundeskreis ist echte Menschlichkeit spürbar.

„Wir wissen es, Dein Licht scheint in der Nacht“, ist ein kurzes aber unter diesen äußeren Umständen erstaunliches Glaubensbekenntnis. Dieses Glaubensbekenntnis ist für Bonhoeffer der letzte Strohalm, der ihn vor dem Abgleiten in die Verzweiflung bewahrt. Auch die Heilige Nacht der Herabkunft des Erlösers verbrachte Bonhoeffer im Gefängnis. Dazu schrieb er in einem Brief: „Vom Christlichen her gesehen kann ein Weihnachten in der Gefängniszelle ja kein besonderes Problem sein. Wahrscheinlich wird in diesem Hause hier von Vielen ein sinnvollerer und

echteres Weihnachten gefeiert als dort, wo man nur den Namen dieses Festes hat. Dass Elend, Leid, Armut, Einsamkeit, Hilflosigkeit und Schuld vor den Augen Gottes etwas ganz anderes bedeuten als im Urteil der Menschen, dass Gott sich gerade dorthin wendet, wo die Menschen sich abzuwenden pflegen, dass Christus im Stall geboren wurde, weil er keinen Raum in der Herberge fand, - das begreift ein Gefangener besser als ein anderer und ist für ihn eine wirklich frohe Botschaft, und indem er das glaubt, weiß er sich in die alle räumlichen und zeitlichen Grenzen sprengende Gemeinschaft der Christen hineingestellt und die Gefängnismauern verlieren ihre Bedeutung.“¹⁴

Wenn sich die Stille nun tief um uns breitet,
so laß uns hören jenen vollen Klang
der Welt, die unsichtbar sich um uns weitet,
all Deiner Kinder hohen Lobgesang.

Diese Strophe beschreibt mit ihren einfachen Worten eine mystische Erfahrung: Es ist die Stille, in der Bonhoeffer trotz aller Angst in seiner großen Ungeborgenheit schon „etwas“ vom himmlischen „Lobgesang“ vernimmt. Ein Mann, der nur Schreien und Brüllen der Wärter, vielleicht das Weinen der Gefangenen oder sein eigenes Weinen vernimmt, hört den „vollen Klang“ der jenseitigen Welt. Dieser Gefangene hat etwas von Gott erfahren, er hat Gott in der Form von Klang und Gesang erfahren. Diese Strophe zeigt sehr gut die Bedeutung der Musik als Symbol für die jenseitige Welt des Himmels.

Von guten Mächten wunderbar geborgen,
erwarten wir getrost, was kommen mag.
Gott ist mit uns am Abend und am Morgen
und ganz gewiss an jedem neuen Tag.

Im letzten Brief an seine Braut, vor Weihnachten 1944, beschreibt Bonhoeffer diese „guten Mächte“. Er sagt es nicht theologisch. Die guten Mächte sind für ihn zu benennen mit lauter Daten unseres Lebens, Gott ist hier unter uns: „Du, die Eltern, Ihr alle, die Freunde und Schüler im Feld, Ihr seid mir immer ganz gegenwärtig. Eure Gebete und gute Gedanken, Bibelworte, längst vergangene Gespräche, Musikstücke, Bücher bekommen Leben und Wirklichkeit wie nie zuvor. Es ist ein großes unsichtbares Reich, in dem man lebt und an dessen Realität man keinen Zweifel hat. Wenn es im alten Kinderlied von den Engeln heißt: ‚zweie, die mich decken, zweie, die mich wecken‘, so ist diese Bewahrung am Abend und am Morgen durch gute unsichtbare Mächte etwas, was wir Erwachsenen heute nicht weniger brauchen als die Kinder. Du darfst also nicht denken, ich sei unglücklich? Es hängt ja so

¹⁴ Dietrich Bonhoeffer: Widerstand und Ergebung: Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft, Neuausgabe, München 1970, 186.

wenig von den Umständen ab, sondern eigentlich nur von dem, was im Menschen vorgeht. Ich bin jeden Tag froh, dass ich Dich, Euch habe und das macht mich glücklich froh.“¹⁵ In diesem Brief vom 19.12.44 überreicht er ihr auch als Weihnachtsgruß „ein paar Verse, die mir in den letzten Abenden einfielen“: „Von guten Mächten ...“¹⁶

¹⁵ Ruth-Alice von Bismarck (Hrsg.): Brautbriefe Zelle 92: Dietrich Bonhoeffer - Maria von Wedemeyer, 1943-1945, München 1992, 208.

¹⁶ Weitere verwendete Literatur zur Interpretation des Liedes: O. Dudzus (Hg.): Dietrich Bonhoeffer Lesebuch, München 1985; Eberhard Bethge: Dietrich Bonhoeffer, Reinbek 1976; Mayer, P. / Zimmerling (Hg.), Dietrich Bonhoeffer, Mensch hinter Mauern, Theologie und Spiritualität in den Gefängnisjahren, Gießen 1993; D. Bonhoeffer, Nachfolge, München ¹⁵1985; T. R. Peters: Die Präsenz des Politischen in der Theologie Dietrich Bonhoeffers: Eine historische Untersuchung in systematischer Absicht, München, 1976; E. H. Robertson, Dietrich Bonhoeffer - Leben und Verkündigung, Göttingen 1989.

BUCHBESPRECHUNGEN

Dorothea M. Schlickmann: Entscheidende Jahre. Pater Josef Kentenich von der Priesterweihe bis zur Gründung Schönstatt. (Schönstatt-Verlag) Vallendar 2014, 713 S., 19,80 €.

Pünktlich zum hundertsten Geburtstag des Schönstatt-Werks konnte die in Pädagogik promovierte Schönstätter Marienschwester M. Doria diese ebenso voluminöse wie venerable Studie zum Leben Pater Josef Kentenichs vorlegen. Damit setzt sie jenen ersten Teil der Erforschung der Schönstatt-Bewegung fort, der bereits vor zwei, drei Jahren unter dem Titel „*Herbststürme 1912*“ erschienen ist (vgl. dazu meine Rezension in REGNUM 47, 2013 182ff.). Das Buch fand damals international große Beachtung, zumal die historische Fragestellung unter freiheitspädagogischer Perspektive gestellt und dadurch der Gegenwart bezug geltend gemacht wurde. Und, um es vorweg zu sagen: Wenn sich Qualität durchsetzt, so wird die vorliegende Studie den Erfolg von damals fortsetzen, vielleicht sogar noch übertreffen. Was hier geboten wird, ist harte wissenschaftliche Arbeit bei gleichzeitiger Leichtigkeit der Darstellung. Das Buch ist ebenso sachlich wie spannend geschrieben. Der freiheitspädagogische Bezug bleibt dominierend, wird jedoch anthropologisch und gnadentheologisch vertieft und spiritualitätstheologisch ausgeweitet. Doch keine Angst: Das Buch bleibt spannend. Es verliert sich nicht

in Spekulationen, sondern findet immer wieder seinen Weg zum Konkreten und Persönlichen. Es berührt und bewegt und vermag doch alles Gesagte minutiös zu belegen.

Folgende Frageperspektiven sind leitend: „Wie kam Pater Kentenich zu dem Vortrag am 18. Oktober 1914? Welche Wurzeln hat dieser in der Genese seiner Persönlichkeit, seiner lebensgeschichtlichen Entwicklung? Welche spirituellen und pädagogischen Impulse griff er auf, und inwieweit setzte er eigene und neue Akzente in seinem Gottes-, Marien-, aber auch Kirchen- und Gemeinschaftsbild? Was bewegte ihn, und wodurch wurde er animiert, wenige Wochen nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges eine solche *Idee* zu entfalten? Warum nannte er ausgerechnet den Einleitungsteil eines wesentlich längeren Vortrags später *Gründungsurkunde*, und wie und woran konnte er erkennen, dass das Verkündete Gottes Willen entsprach?“ (19).

Die Darstellung beginnt mit den ersten Priesterjahren P. Kentenichs in Limburg. Wir sehen einen leidenschaftlichen Priester und Seelsorger. Er liebt Gott, die Gottesmutter, die Kirche und die Menschen. Er verkündet den Gott des Lebens und der Geschichte, verweist auf die mütterliche Güte und die erzieherische Kompetenz Mariens und betont die Liebe als Zentralmotiv göttlichen Handelns, das der Mensch aufzugreifen und im Alltag tätig zu realisieren habe. Die

Gläubigen regt er zum häufigeren Kommunionempfang an. Er rekurriert dabei auf das Reformprogramm Pius' X. und lehrt, die Geister zu unterscheiden. Während die moderne Welt sich immer mehr von Gott abwende und der gegenwärtige Mensch sich selbst gern an die Stelle Gottes setze, müsse der Christ die Nähe Gottes suchen, sich häufig sakramental mit Christus verbinden und aus seiner Liebe heraus, sich selbst und die Welt zu gestalten suchen. Selbsterziehung, Freiheit und Freude seien die Erkennungsmerkmale des Christen in der Welt von heute und morgen (88ff.).

Als Lehrer in Ehrenbreitstein (1911–1912) für die Fächer Latein und Deutsch und noch stärker als Spiritual im Studienheim Schönstatt (1912–1913) gewinnt seine Pädagogik eigenständiges Profil. Sie bleibt nicht bei Vorletztem stehen, sondern strebt zum Höchsten. Erziehungsziel ist die Heiligkeit des Menschen. Sein Erziehungsstil ist nicht hierarchisch-autoritär, sondern, ungewöhnlich für die damalige Zeit, kommunial-familiär: „Als Lehrer sei deinen Schülern ein väterlicher Freund“, notiert er sich und fügt hinzu: „So ist es dem Charakter der einzelnen am besten angepasst. Liebe gewinnt die Herzen mehr wie zu große Strenge.“ (118f.)

Kentenich fördert und fordert Eigeninitiative, Entscheidungsfähigkeit und Entscheidungswilligkeit der ihm Anvertrauten. Dabei zeigt die Gründung des Missionsvereins deutlich, dass Persönlichkeitserziehung und Gemeinschaftserziehung keine sich ausschließenden Gegensätze sind. Nicht das bequeme Bleiben bei sich

erlöst den Menschen, darin verkümmert er vielmehr und verliert sich schließlich. Der Mensch bedarf einer Aufgabe, bedarf auch des Anderen, bedarf der Gemeinschaft, die ein Ziel hat. Der Missionsverein ist der „Beginn einer *neuen Gemeinschaftsform*“ (189–231), während die Marianische Kongregation den „Auftakt des neuen Schönstatt“ bildet (233–314). Pater Kentenich sucht den Willen Gottes zu ergründen und „die Fingerzeige Gottes“ zu entdecken. Eine „stille Liebingsidee reift heran“ (405–417). Es kommt zum ersten Vortrag nach den Ferien am 18. Oktober 1914. Die Einleitung dieses Vortrags gilt als „Gründungsurkunde“ des Schönstattwerks. Sie wird hier erstmals kritisch ediert (467–474), im Urtext vorgestellt, mit ihrer Erstveröffentlichung in der Zeitschrift MTA historisch analysiert und systematisch reflektiert (474–544).

Im letzten Kapitel, überschrieben mit „Resonanzen in der Seele“ (545 [nicht 445!] – 682), wird konkret dargestellt, wie der Gründungsakt von den damaligen Sodalen rezipiert wurde: Sie lassen sich in Anspruch nehmen, gehen auf das von Pater Kentenich vorgetragene Angebot der Gottesmutter ein und lassen sich senden. Sie machen sich an die Arbeit: „Durch apostolischen Einsatz“ suchen sie „Menschen der modernen Zeit für den christlichen Glauben zurückzugewinnen“ und das Reich Gottes als ein Reich der Liebe auszubauen (vgl. 551).

Die Sodalen, die wenig später als Soldaten in den Ersten Weltkrieg ziehen, orientieren sich in ihrem Einsatz für das Reich Gottes an einer der ers-

ten Marianischen Kongregationen, die in Deutschland gegründet wurde: an dem 1595 in Ingolstadt von dem Jesuitenpater Jakob Rem inspirierten „Colloquium Marianum“. Es vermochte seinerzeit wesentlich zur Hebung des sittlich-religiösen Lebens in der Kongregation sowie darüber hinaus im süddeutschen Raum beizutragen. „Ingolstadt“ wurde inspirierendes „Leitbild und Deckname“ eines ernsten Strebens nach persönlicher Heiligkeit. Die Sodalen ergriffen gerade so die Autorschaft für die eigene Lebensführung bei gleichzeitigem missionarischem Einsatz „in harter Kriegsrealität“ (564).

Knapp ein halbe Jahr nach dem 18. Oktober 1914, „vor Beginn des Mai“ (nicht Anfang Mai, wie unter der Abb. 112 behauptet wird; vgl. Brief P. Kantenichs an J. Fischer vom 30.04.2015) wurde der Kongregation ein Marienbild für das Kapellchen geschenkt und dort, womöglich zum Weißen Sonntag, 11. April 2015, zum Jahrestag der Congregatio Maior, angebracht (655f.). Der Titel des Bildes ergab sich für Pater Kantenich aus den „wunderbaren“ seelischen Wandlungsprozessen, die die Sodalen im Kapellchen erlebten und die er als ihr Seelenführer beobachten konnte. „Grundlage der Namensgebung war sicherlich auch das Gnadenbild von Ingolstadt, das den Titel *Dreimal Wunderbare Mutter von Ingolstadt* trägt und somit noch einmal die „Parallele Ingolstadt–Schönstatt“ unterstreicht (659).

Ebenso spannend wie erhellend sind die zahlreichen Exzerpte aus Briefen, die die Sodalen-Soldaten Pa-

ter Kantenich schickten. Immer wieder ist von den „Beiträgen zum Gnadenkapital“ die Rede, auch vom „Seinsapostolat“ und vom Streben nach Heiligkeit. Die von P. Kantenich redigierte Zeitschrift MTA wird an der Front gelesen und auch unter den Soldaten, die bis lang noch nicht zu Schönstatt gehörten, verteilt. Sie motiviert ihre Leser, mit Phantasie und Energie die christliche Botschaft auch in den Schützengräben zu verbreiten. Um diese Aktivitäten mit ihren impliziten wie expliziten kritischen Stellungnahmen zum herrschenden Patriotismus, zur allgemeinen Kriegsbegeisterung und zum Waffengebrauch, zum Töten von Menschen, besser einschätzen zu können, genügt es allerdings nicht, nur auf Sebastian Haffner (München 2001) zu verweisen. Der Erste Weltkrieg gehört zu den fundamentalen Daten aller folgenden Kultur. Er veränderte das Selbst-, Welt- und Wirklichkeitsverständnis gerade auch der deutschen Intellektuellen (vgl. eindringlich K. Flasch, *Die geistige Mobilmachung*, Berlin 2000, bes. Katholiken: 352–366) mit dramatischen Folgen für Theologie und Spiritualität. Diesen Vorgang zu beleuchten, gehört zu den dringenden Forschungsdesiderat, auf das die Vf. im Rahmen vorliegender Studie nur aufmerksam machen, es aber nicht selbst beheben kann (vgl. dazu Symposium „Der erste Weltkrieg und die Theologie“, Universität Erfurt, 29.-30. 10. 2014).

Ein ausführliches Literaturverzeichnis, unterteilt nach „Quellentexte Josef Kantenich“ und „Quellen und Quellenliteratur“ sowie „sonstige Lite-

ratur“ schließen die gründliche Studie ab. Zahlreiche Fotos, darunter viele, die hier zum ersten Mal veröffentlicht sind, leiten, versehen mit erklärenden Untertiteln, die jeweiligen Kapitel des Buches ein und lassen es auch wieder ausklingen. Diese insgesamt 137 Schwarz-Weiß-Bilder, allesamt sorgfältig ausgesucht und geschickt platziert, haben ihren besonderen Reiz und ihren spezifischen, dokumentarischen Aussagewert: Sie helfen dabei, sich einerseits den Zeitabstand vor Augen zu führen, der zwischen den hier geschilderten „entscheidenden Jahren“ und uns heute besteht, andererseits unterstützen sie – nicht zuletzt durch die Wiedererkennung des Ortes, der Rekognoszierung von bestimmten Symbolen, Gebäuden, Bildern und Personen – die Vorstellungskraft, ermöglichen den Vergleich und erleichtern damit insgesamt das Verstehen. Dass trotz dieser zahlreichen Abbildungen der Verlag dieses Buch, das immerhin mehr als 700 Seiten umfasst, zu einem Preis anzubieten vermag, der unterhalb der Kosten eines normalen Blumenstraußes liegt, nötigt Respekt ab. Der Autorin aber kann für dieses wissenschaftliche wie literarische Meisterwerk nicht genügend gedankt werden. Möge es viele Leserinnen und Leser finden, außerhalb wie auch innerhalb Schönstatts. Die Lektüre lohnt sich.

Manfred Gerwing

Klaus Berger, Das Vaterunser. Mit Herz und Verstand beten, Freiburg im Breisgau (Herder) 2014, 192 Seiten, 14, 90 €

Das Vaterunser ist das bekannteste und von jung bis alt beliebteste Gebet des Christentums. Es geht auf Jesus selbst zurück, den seine Jünger nach der Beobachtung seines eigenen Betens nach einer für sie passenden Gebetsweise fragten. „Da sagte er zu ihnen: Wenn ihr betet, so sprecht“ (Lk 11, 2). Und bei Matthäus steht das Vaterunser gegen die vielen Worte des „Geplapper“ und soll eigentlich nur in der verborgenen Kammer gebetet werden (Mt 6, 6-8). Vom Schweizer Einsiedler Bruder Klaus ist überliefert, dass er auf dem ganzen Weg von Einsiedeln bis Flüeli-Ranft ein einziges Vaterunser meditativ betete. Gewiss ist sein Text wichtiger als Glaubensbekenntnisse und selbst gedichtete noch so feierliche liturgische Formeln. Trotz aller heutigen Problematik der Vateranrede vermittelt es weiterhin Geborgenheit und Grundvertrauen. Immer noch können es viele, einschließlich Kindern und Jugendlichen, auswendig.

Auch bedeutende neutestamentliche Exegeten widmen sich der Vermittlung und verstehenden Verdeutlichung des berühmten Gebetstextes. Nach Joachim Jeremias („Abba“) und Eduard Lohse (Vater unser. Das Gebet der Christen, Darmstadt 2010) legt nun der manchmal wegen ungerichteter Kollegenschelte („Die Bibelfälscher“) umstrittene, aber aufgrund seines Textwissens und der mit seiner Frau Christiane Nord verfassten Übersetzungen fachlich anerkannte Heidelberger Neutestamentler Klaus Berger (Jg. 1940) seine Interpretation vor. Die genannten biblischen Kontexte werden eher ignoriert um unter fast

apokalyptischen Vorzeichen durch verschiedene Verfremdungseffekte (da fällt einem nur Bertolt Brecht ein) neue und radikale Verstehenswege zu öffnen. Berger beginnt mit der Frage „Wussten Sie, dass das Vaterunser ein exorzistisches Gebet ist?“ und offenbart damit seinen von der Schlussbitte geprägten Zugang zum Gebetstext.

Nach verschiedenen theologischen Modellen und Sinnorten, in denen das Vaterunser eine Rolle spielen kann, widmet er sich der Auslegung der einzelnen Bitten, die jeweils durch eigene Gebetstexte und persönliche Anmerkungen gespickt sind. Die Gottesanrede „Vater“ wird nicht patriarchalisch verstanden und mit einer göttlichen Mütterlichkeit verbunden, nur könne Gott nicht androgyn zugleich Vater und Mutter sein. Der lange fiktive Brief der Mutter des „verlorenen Sohnes“ aus dem lukanischen Gleichnis ist ergreifend formuliert. Die Verbindung zum mosaischen „Ich bin der ich bin da“-Gottesnamen wird leider nicht gezogen, auch das im Synagogengottesdienst damals verbreitete „Achtzehngebet“ findet keine Erwähnung. Lehrreich ist das zu „Heiligung des Namens“, zu „Kommen des Reiches“, das weitergeführt wird in eine in einigen lukanischen Handschriften angeblich eingeführte Bitte um das „Kommen des Heiligen Geistes“ (100), zum Geschehenlassen des Gotteswillens und der Brotbitte Gesagte. Letztere wird auch eucharistisch verstanden. Name, Reich und Wille nennt Berger erfindungsreich die „Töchter Gottes“. Zentral ist die Abhängigkeit der Gottesvergebung von

der Schuldvergebung untereinander mit der Folge von „Abwehr und Vermeiden einer individualistischen Lösung im Hinblick auf die Frage von Schuld und Vergebung“ (139). Zwischen „Versuchen“ und „in der Versuchung führen“ wird der Unterschied erklärt, um dann zuletzt ganz konzentriert-exorzistisch mit „dem Bösen“ und nicht zuletzt dem „Teufel“ zu ringen. „Teuflisches ist immer auch mit Intelligenz ausgestattet. Daher disputiert Jesus 40 Tage lang mit dem Teufel über die Schrift- eine erste exegetische Fachdiskussion zwischen unversöhnlichen Gegnern“ (159). Dass diese Fixierung auf das Negative aber dem Gesamtsinn des Vaterunsers entspricht vermag nicht zu überzeugen, zumal Lukas ja das „libera nos a malo“ gar nicht kennt. Doch gewiss ist das Gebet „eine hervorragende Waffe gegen Angst und Unsicherheit“ (107).

Bergers ungewöhnliche Gedankengänge sind erwägenswert und vielleicht weiterführend in manchmal apokalyptisch anmutenden Zeiten. Ob wirklich so „exorzistisch“ ein Beten mit „Herz und Verstand“ geschieht, sei dahingestellt. Immerhin werden kritisch einige Herausforderungen des Buddhismus aufgegriffen. Erstaunt war der Rezensent, sich im Versuchsabschnitt selber wiederzufinden (155). Üppig gießt Klaus Berger über seine Leserschaft ein Füllhorn an Gelehrsamkeit aus mit Zitaten aus der rabbinischen, liturgischen und patrologischen Tradition. Manchmal irritiert der an Karl Barth gemahnende autoritäre Sprachduktus und ein allzu paränetisch-rechthaberischer Subjektivismus. Doch der Verfasser vieler

exegetischer Grundlagenbücher und eines großen einbändigen Kommentars zum Neuen Testament kann mit seinem Vaterunser-Buch aufrütteln und ist wirklich ein „Schriftgelehrter“ im guten, nicht im antijesuanischen

Sinn. Wer sich ruhiger und ausgewogener über das „Gebet der Christen“ informieren will, sei an das Buch Eduard Lohses verwiesen.

Dr. Stefan Hartmann, Oberhaid